

Gespräch mit Zsuzsa D. Faragó am 6.3.1992 in Budapest

Faragó: Ich arbeitete in einer Fabrik, bei Tungsram, den Vereinigten Glühlampenfabriken.

Orth: Was ist das?

Höpp: Glühbirnenherstellung. 1516

F.: Und im Grunde genommen bin ich von dort weggebracht worden. Ich glaube, das wissen Sie, dann wurden die Judengesetze eingeführt, und es gab immer mehr Beschränkungen bezüglich der Möglichkeiten, die wir hatten. Ich konnte kein Gymnasium besuchen, nicht nur deswegen, weil meine Eltern materiell nicht in der Lage gewesen wären, das zu finanzieren; denn das hätte auch keinen Sinn gehabt, weil ich sowieso keine entsprechende Stellung gefunden hätte, und deswegen hatte ich nur die Möglichkeit, als Arbeiterin tätig zu werden. Als die Fabrik unter deutschen Befehl gestellt wurde und als zur Rüstungsindustrie gehörig erklärt wurde, entschied man darüber, welche Arbeitskräfte für die Produktion notwendig waren, und dort wurde dann ein Raum bereitgestellt, und eine Zeitlang waren wir dort. Meine Eltern und meine Schwester waren damals schon in mit dem Judenstern gekennzeichneten Häusern. Ich hörte das in der Fabrik von denen, die herausgehen durften, daß meine Angehörigen in eine Ziegelei gebracht worden waren - ich weiß nicht, ob Sie das wissen, daß die Juden in Ziegeleien gesammelt wurden. Nicht nur hier, sondern überall gab es zuerst die mit dem Stern gekennzeichneten Häuser, und danach wurden sie in leerstehenden Fabriken, vor allem Ziegeleien, gesammelt. Als ich hörte, daß meine Angehörigen weggebracht worden waren, floh ich aus der Fabrik. Ich hatte eine Freundin, die mir ihren Ausweis gab. Drei Tage lang versteckte ich mich an verschiedenen Orten. Dann hörte ich, daß man meine Eltern schon abtransportiert hatte, und in irgend so einem Augenblick geistiger Umnachtung ging ich zurück in die Fabrik. Zu jenem Zeitpunkt wurden die Juden gerade von der Gendarmerie in Reihen aufgestellt, und der Gendarmeriekommendant hielt sich den Bauch vor Lachen, daß ich dorthin zurückgekommen war. Von dort wurden wir in die Ziegelei von Budakalász gebracht. Und dort traf ich meine Eltern und meine Schwester wieder. Ich glaube, über die dortigen Umstände brauche ich nicht zu sprechen, weil Sie sich das vorstellen können. Ungefähr eine Woche lang waren wir dort. Dort war damals schon die Rede davon, daß man uns vielleicht in ein Vernichtungslager bringen würde. Und da-

mals hieß es, daß der letzte Transport wohl irgendwo anders hingefahren werden würde.

Orth: Wußte man denn zu dieser Zeit schon von Vernichtungslagern, hatte man da Informationen?

F.: Man hörte so etwas. Aber das glaubten wir nicht. Das konnten wir uns nicht vorstellen. Daß so etwas im 20. Jahrhundert geschehen könnte, erschien uns dermaßen unglaublich...

Mein Vater übernahm dort alle möglichen Arbeiten, er trug Pakete und half, wo er nur konnte, in der Hoffnung, daß wir dann in den letzten Transport kommen würden. Und dann wurde auch der letzte Transport nach Auschwitz gebracht.

Orth: Aber Sie waren zu dieser Zeit mit Ihrer Familie dort zusammen?

F.: Ja. Aber ich glaube, das wissen Sie auch, daß in einen Waggons jeweils so viele Leute hineingestopft wurden, wie man hinkriegen konnte. Und das war ganz schrecklich, weil man auch die einfachsten körperlichen Bedürfnisse nicht erledigen konnte. Wir bekamen nichts zu essen und nichts zu trinken. Vielleicht ist das interessant, dieser Ring, den hatte ich von einem jungen Mann bekommen, der mir sehr viel bedeutet hatte. Dann kamen die Gendarmen, und alle sollten ihren Schmuck hergeben, weil sie sonst erschossen würden. Ich wollte den Ring nicht hergeben, und ich legte ihn auf den - sehr schmalen - Fensterrahmen des Zuges. Und als die Gendarmen wieder weg waren, da war er noch da, er war nicht durchs Fenster herausgefallen. Und diesen Ring habe ich die ganze Zeit bewahrt, im Lager habe ich ihn an den verschiedensten Stellen versteckt, im Mund, in meiner Kleidung, am Hals...

In Auschwitz wurden wir von den Eltern getrennt. Von Mengele. Zuerst wurden die Männer und Frauen voneinander getrennt, dann die Alten von den Jungen, und da wurde ich von meinen Eltern getrennt. Und da hieß es, wir würden arbeiten, und sie würden an einen besseren Ort gelangen. Und danach haben wir uns nie mehr wiedergesehen.

Sicher wissen Sie, wie das in Auschwitz in dem Lager gewesen ist. Holzbaracken, in die tausend Leute hineingestopft wurden. Nirgendwo gab es auch nur einen Grashalm, es war eine schreck-

liche Öde. Es schien, als seien alle Leute dort verrückt, wie sie dort so hin- und herliefen. Am nächsten Tag wußten wir schon, was Sache war, denn in das Essen hatte man uns Brom oder irgendetwas hineingemengt, wovon die Leute so ein bißchen verwirrt wurden. Das war wohl auch deswegen so, weil bei allen Frauen die Menstruation ausblieb, und ich glaube, wenn die Leute im vollen Besitz ihrer geistigen Kräfte gewesen wären, dann hätten sie das erstens nicht ausgehalten, und zweitens hätten sie rebelliert.

Soll ich Ihnen davon erzählen, wie das Leben in so einem Lager gewesen ist, wissen Sie darüber Bescheid?

Orth: Ich hab viel darüber gehört in Gesprächen, aber ich würde auch gerne, wenn Sie darüber erzählen mögen, das von Ihnen erfahren.

F.: Vielleicht wird Ihnen das jetzt merkwürdig vorkommen, aber es ist nicht der Hunger und das Leiden, was mich am meisten belastet hat, sondern daß der Mensch um seine menschliche Würde gebracht wurde. Die Kleidung mußten wir abgeben, die Köpfe wurden geschnoren, alle waren kahl. All dies geschah vor den Augen männlicher SS-Bewacher. Wir wurden desinfiziert. All dies geschah auf eine außerordentlich demütigende Art und Weise. Auch das wurde von Männern gemacht. Und dann bekamen wir irgendwelche merkwürdigen, zerschlissenen Kleider, Unterwäsche gab es überhaupt nicht. Und wir wurden in diese überfüllten Baracken gestopft. Die Betten waren übereinander, aber das waren gar keine Betten, sondern etwas Größeres. Wir lagen dort wie die Heringe, im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn sich eine von uns umdrehte, dann mußten wir uns alle umdrehen. Das Essen wurde in riesengroßen Behältern gebracht. Die Leute standen Schlange. Das Essen wurde in einen Topf gefüllt, und dieser Topf wurde herumgereicht. Alle aßen daraus, so daß die Letzten schon gar nichts mehr abbekamen. Alle bemühten sich, sich einen eigenen Topf oder so etwas zu organisieren, das waren zum Teil sehr kaputte Gegenstände. Wir bekamen so eckige Brote, ein Brot für viele Leute, und das mußte irgendwie geschnitten werden. Das Essen entschied über Leben und Tod, so daß sich die Leute um das Brot schlügen.

Orth: Wer hat das Brot verteilt?

F.: Es gab diese Aufseherinnen.

(Unterbrechung)

Rózsa Faragó: Ich möchte das nicht noch einmal in Gedanken durchleben. Ich kann das nicht ertragen. Da muß ich weinen.

F.: Ich habe da ein paar Dokumente, die Sie vielleicht interessieren werden.

(Unterbrechung)

Orth: Die wurden Ihnen dann aber von der deutschen Regierung bezahlt, oder wie lief das damals?

F.: Ich werde Ihnen das Dokument mal zeigen.
Zuerst mußten wir eine Meldung machen. Das geschah auf Antrag.

Orth: Wann war das? In welchem Jahr haben Sie diesen Antrag gestellt? Ach da steht es ja, 64.

F.: Ja, 64.

Orth: Ach ja, da stehen auch die Namen der Fabriken mit drauf, Philips, Telefunken. Ja. Und das ist dann auch der Betrag, den Sie bekommen haben?

F.: Ja.

Orth: Ja, 13.000 Forint. Aber das war für die damalige Zeit nicht sehr viel Geld gewesen?

F.: Das war natürlich sehr viel mehr wert damals als heute, aber das waren nicht solche Summen wie einige - wie ich gehört habe - im Westen bekommen haben. Ich habe einen Cousin/eine Cousine in Kanada, und von meinen dortigen Verwandten weiß ich, daß sie sehr ernstzunehmende Summen erhalten haben.

Orth: Ja. Zum Teil ist es ja auch so, daß eine regelmäßige Rente gezahlt wird.

F.: Ich glaube, das gilt für diejenigen, die bleibende gesundheitliche Schäden davongetragen haben.

Orth: Aber das ist wirklich auch so wie Sie sagen.

F.: An denen zum Beispiel Experimente gemacht wurden. Aber von

denen sind nicht viele am Leben geblieben.

Orth: Aber es ist eben auch sehr ungerecht, diese Behandlung der ehemaligen Häftlinge in Westeuropa und in Osteuropa.

F.: Ja.

Orth: Und es ist zum Beispiel ja auch in Polen so, daß es dort nur Zahlungen an die polnische Regierung gab, daß aber die Leute wirklich auch gar nichts von diesen Geldern erhalten haben. Und zum Teil ist es eben auch so, daß die deutschen Firmen sich immer noch weigern, überhaupt Gelder zu zahlen.

Ich würde noch gerne fragen, weil wir da am Anfang gar nicht darüber gesprochen haben, wann Sie geboren sind und wo.

F.: Ich bin 1921 in Budapest geboren. Jetzt bin ich siebzig Jahre alt.

Orth: Und Ihre Schwester?

F.: Fünfundachtzig.

Orth: Oh, fünfundachtzig. Und hatten Sie denn noch mehr Geschwister, oder ist das Ihre einzige Schwester?

F.: Nein. Nur wir zwei. Und von der ganzen Familie sind nur wir beide am Leben geblieben.

Orth: Und Sie sind auch hier in diesem Stadtteil aufgewachsen?

F.: Ja. Ich weiß nicht, ob Sie das wissen, aber damals gab es jenen Unterschied zwischen der Stadt Budapest und den damals als Provinz geltenden Gebieten, daß die Juden aus der Provinz sehr viel früher abtransportiert wurden, denn die wurden alle abtransportiert. Diejenigen, die in Budapest wohnten, wurden zum Teil ins Ghetto gesperrt. Als im Herbst 1944 die Pfeilkreuzler unter Szálasi die Macht übernahmen, wurden sehr viele exekutiert. Damals wurden die Leute schon nicht mehr nach Auschwitz gebracht, sondern nach Mauthausen. Das heißt, daß die Budapester etwas bessere Chancen hatten, am Leben zu bleiben.

Orth: Und hatten Sie denn Verwandte oder Freunde, die in der Provinz lebten?

F.: Natürlich gab es Verwandte in der Provinz, ja.

Orth: Und man erfuhr auch von deren Schicksal?

F.: Damals noch nicht. Als sie weggebracht wurden, da wußten wir es noch nicht. Eigentlich war immer davon die Rede, daß man irgendwo hingebracht wurde, um dort zu arbeiten. Sicher wissen Sie, wie die Aufschrift über dem Eingangstor von Auschwitz lautete. Das war irgendwas mit Arbeit. Arbeit erhält am Leben oder so etwas. Erinnerst du dich noch, was in Auschwitz über dem Tor stand?

Rózsa Faragó: Arbeit macht frei. Daran erinnere ich mich noch.

Orth: Und wie war vor 1944 das Verhältnis zwischen der jüdischen Bevölkerung und der ungarischen Bevölkerung?

F.: Einen gewissen Antisemitismus hat es immer gegeben. Jetzt gibt es ihn auch. Solange die verschiedenen Gesetze nicht erlassen worden waren, konnte man es noch eher ertragen. Aber in bezug auf die Gesetze wurde es immer enger, und dementsprechend bekam man es immer deutlicher zu spüren.

Orth: Wie haben Sie das als Kind oder Jugendliche wahrgenommen? Also waren das Freunde, die sich antisemitisch Ihnen gegenüber verhalten haben oder...?

F.: Als Kind habe ich das nicht besonders empfunden. Es gab keinen Unterschied, ich wurde behandelt wie die anderen und behandelte die anderen auch genauso. Ich war eine sehr stolze Ungarin damals. In der Schule begann jeder Tag mit einem Gebet, welches gegen den Frieden von Trianon gerichtet war. Erst als ich es an meiner eigenen Haut zu spüren bekam, da wurde mir so richtig klar, was für Unterschiede es gab.

Orth: Sind Sie denn in Ihrer Familie religiös erzogen worden, also spielte Judentum eine Rolle?

F.: Drei Jahre lang ging ich auf eine Judenschule, aber meine Eltern waren nicht religiös. Es ging ihnen mehr um die Essenz des Glaubens, um das Verhalten, das ehrenwerte Leben, das war es, was meine Eltern als wichtig erachteten. Es ging nicht darum, daß man äußere Formen einhielt.

Orth: Und Sie hatten dann als Kind auch jüdische Freunde oder war das, mischte sich das auch mit anderen?

F.: Eigentlich von jedem etwas. Wir waren nicht reich. Mein Vater war kein selbständiger Handwerker, sondern arbeitete nur bei jemand anderem. Und dementsprechend verkehrten wir in diesen Kreisen und hatten dort unsere Bekannten. Und es gab unter den Arbeitern eine beachtliche Solidarität. Also dort bekam man es weniger zu spüren. Ich erinnere mich daran, daß, als schon lauter davon die Rede war, daß man die Juden abtransportierte, Kollegen meines Vaters sagten, daß sie ihn verstecken werden. Aber die Familie war so geschlossen, wir hingen so aneinander, daß wir uns nicht voneinander trennen wollten. Meine Mutter wollten die Nachbarn hier verstecken, die sie sehr gern hatten. Mit anderen Worten, irgendwie hätten wir uns wohl verstecken können, und vielleicht hätten wir dann eine bessere Chance gehabt, so daß vielleicht mehr von uns überlebt hätten.

Orth: Haben das denn auch Freunde und Bekannte von Ihnen gemacht, sich versteckt, oder gab's die Möglichkeit?

F.: Konkret weiß ich darüber nichts. Aber generell weiß ich, daß es viele gab, die sich versteckten. Zum Beispiel die Frau, die mir ihren Ausweis gegeben hatte, als ich aus dem Ghetto in der Fabrik abhaute, die versuchte mir zu helfen. Aber auch ich wollte mit meinen Eltern zusammen sein.

Orth: Und diese Frau, die Ihnen diesen Ausweis gab, das war eine Ungarin, die auch in dieser Fabrik gearbeitet hat?

F.: Ja.

Orth: Und hat man denn, als der Krieg begann, also gegen Polen zunächst, haben Sie sich als Jugendliche für diese politischen Ereignisse interessiert?

F.: In gewissem Maße ja. In gewissem Maße wußte ich, daß es an meiner Arbeitsstätte in der Glühlampenfabrik linksgerichtete Bewegungen gab. Auch ich war Gewerkschaftsmitglied, was damals schon etwas recht Aufregendes war. Auch mein Vater war Gewerkschaftsmitglied. Aber mein Vater vertrat die Ansicht, daß Frauen und Mädchen nicht politisieren sollten.

Orth: Aber Sie haben sich gegen ihn durchgesetzt, daß Sie Mitglied werden konnten?

F.: Das wußte er, denn ich sagte es ihm. Er war darüber nicht sehr erfreut, aber er nahm es zur Kenntnis.

Orth: Und hieß das auch, daß Sie aktiv an Versammlungen teilgenommen haben oder was bedeutete das?

F.: Also man zahlte einen Mitgliedsbeitrag, ich ging zu Vorträgen und nahm an Fortbildungsmaßnahmen teil. Ab und zu bin ich da hingegangen, aber ich habe selber keine ernsthafte Gewerkschaftsarbeit geleistet.

Orth: Und gab's denn von dieser Seite so eine Art Freizeitangebot für Jugendliche oder für junge Leute?

F.: Ja, so etwas gab es. Man machte Ausflüge zusammen. Es gab dort eine Gesellschaft der Naturfreunde, die Kontakte zur Arbeiterbewegung unterhielt.

Orth: Aber es blieb wahrscheinlich auch wenig Zeit, denn die Arbeitszeiten werden auch sehr lang gewesen sein?

F.: Ja. Und wir machten Schichtarbeit. Als die Lage immer schlechter wurde, wurde die Schichtarbeit eingeführt. Es gab eine Früh-, eine Spät- und eine Nachschicht. Und als das Ganze dann unter deutschem Oberbefehl stand, wurde das schon sehr ernst genommen.

Orth: Aber Sie lebten zu dieser Zeit noch mit Ihren Eltern zusammen?

F.: Ja, natürlich. Wir wohnten hier in diesem Haus.

Orth: Und Sie sagten vorhin, daß Ihre Eltern dann gezwungen wurden, in ein Haus zu ziehen, das mit diesem Stern gekennzeichnet war?

F.: Ja.

Orth: Und Sie selber konnten dann aber zunächst hierbleiben, oder sind Sie mit dorthin gegangen?

F.: Nein. Eine Zeitlang war ich noch mit ihnen zusammen. Es gab an verschiedenen Orten Häuser mit Stern, und die Leute wurden immer enger zusammengedrängt. Aber ich wurde erst von meinen Eltern getrennt, als ich in dieses Fabrik-Ghetto kam.

Orth: Das war ein Ghetto innerhalb der Fabrik?

F.: Ja.

Orth: Ja, jetzt verstehe ich. Aber in diesem Ghetto, waren das denn nur jüdische Arbeiterinnen oder waren das auch gemischte Gruppen?

F.: Im Ghetto ja, aber unter den Arbeitskräften der Fabrik natürlich nicht.

Orth: Ja. Aber um das noch mal zu verstehen: Sind nur die jüdischen Arbeiterinnen in dieses Ghetto gekommen?

F.: Ja, und die nichtjüdischen Arbeitskräfte der Fabrik, die gingen nach Feierabend halt nach Hause.

Orth: Ganz normal nach Hause. Ja. Und in diesem Ghettobereich, was waren das für Verhältnisse?

F.: Das war eine sehr kurze Zeit, so daß es sich gar nicht richtig entwickeln konnte. Eine große Halle war geleert worden. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob wir dort auf Decken oder Betten geschlafen haben. Dort waren nur Frauen. Ich weiß nicht, ob dort überhaupt auch Männer gewesen sind. Erinnerst du dich nicht, ob es in der Fabrik auch Männer gab? In der Glühlampenfabrik?

Rózsa Faragó: Nein. Es gab dort keine. Es gab dort nur Frauen.

Orth: Ihre Schwester hat auch dort gearbeitet?

F.: Ja.

Rózsa Faragó: Die Männer waren doch schon früher einberufen worden. Die waren schon früher weggebracht worden.

F.: Meine Schwester war in gehobener Stellung tätig gewesen, und ihr hatte man schon früher gekündigt.

Höpp: In was für einer Stellung?

F.: Im Büro.

Orth: Hatte sie denn eine spezielle Ausbildung gemacht, oder wie kam das, daß sie in dieses Büro kam?

F.: Da der Altersunterschied zwischen uns ziemlich groß ist, hat sie schon früher angefangen zu arbeiten, und damals ging das noch, daß man in eine solche Position kam. Später war das für Juden schon nicht mehr möglich.

Orth: Und dann ist sie zu dem Zeitpunkt, als Sie dort in dieses Ghetto mußten, bereits gar nicht mehr in der Fabrik gewesen?

F.: Sie arbeitete nicht mehr dort. So ist es.

Orth: Ja. Also, sie war dann bereits mit Ihren Eltern zusammen in dem gekennzeichneten Haus?

F.: Ja.

Orth: Und diese Frau, die Ihnen diesen Ausweis gegeben hatte, war auch eine Freundin von Ihnen oder eine Arbeitskollegin?

F.: Ja, eine Kollegin und Freundin.

Orth: Und auch, um das noch mal zu fragen und richtig zu verstehen, Sie sind dann, bevor Sie nach Auschwitz kamen, noch mal in einem anderen Lager gewesen.

F.: In einer Ziegelei. Das war hier, in Ungarn.

Orth: Das war noch in Budapest oder...?

F.: In der Umgebung von Budapest.

Orth: Ja.

Höpp: Budakalász, nicht wahr?

F.: Budakalász.

Orth: Und dort in dieser Ziegelei, waren das bereits deutsche SS-Leute oder Gestapo-Beamte oder wer hat dieses Lager organisiert.

F.: Gendarmen. Ungarische Gendarmen.

Orth: Das waren Ungarn gewesen?

Höpp: Also Pfeilkreuzler?

F.: Ganz offensichtlich. Die ganze Deportation der Juden wurde von der ungarischen Gendarmerie organisiert. Also nicht von der Polizei, sondern von der Gendarmerie.

Orth: Die haben das organisiert. Wie haben diese Leute sich Ihnen gegenüber verhalten?

F.: Im allgemeinen waren sie sehr grob. Es gab ein oder zwei Ausnahmen. Einerseits hatte man diesen Leuten eingeredet, die Juden seien eine miderwertige Rasse, mit der man alles machen könne. Andererseits hatten diejenigen, die uns vielleicht geholfen hätten, selber so viel Angst, daß sie es nicht gemacht haben. Ich habe gehört, daß es in der Ziegelei Leute gab, die den Gendarmen Geld gegeben haben, und die dann abgehauen sind. Da haben die Gendarmen ein Auge zugeschlagen.

(Cassette 1, Seite 2:)

(Frage: Haben Sie in der Ziegelei auch Bekannte getroffen?)

F.: Dort waren sehr viele Leute auf engstem Raum zusammen, so daß es überhaupt keine Möglichkeiten gab zu schauen, ob man irgendwelche Bekannten treffen würde. Die Leute waren furchtbar verwirrt und durcheinander. Ich erinnere mich, daß es in den Vereinigten Glühlampenfabriken einen jungen Ingenieur. Als der hörte, daß es zum Abtransport gehen sollte, sprang er in irgend so eine Maschine hinein. Den trafen wir dort wieder, wie er dort lag, krank wie er war. Er hatte zwar die Maschine kaputtgemacht, aber er war nicht gestorben. Wer etwas zu essen hatte, ich glaube, alle brachten ihm zu essen. Aber er ist sicher nicht am Leben geblieben. Denn selbst wenn er zufällig die Fahrt bis Auschwitz überlebt haben sollte, dann wäre er dort sofort vernichtet worden.

Orth: Gab es denn noch mehr Menschen, die versucht haben, sich das Leben zu nehmen, als die Deportation so nahe kam?

F.: Ja, so etwas gab es. Hier in der Nachbarschaft gab es ein Ehepaar, die sich aufgehängt haben. Leute, die sich das so richtig überlegt hatten, und die nicht auf irgendetwas hofften, die dachten, das würde dieser Weg sein...

Orth: Aber in dieser Ziegelei, mußten Sie dort auch arbeiten, oder konnten Sie da...

F.: Nein. Keine Arbeit zu dieser Zeit.

Orth: Und das änderte sich aber sicherlich, als Sie dann in Auschwitz waren?

F.: In Auschwitz haben wir eigentlich nicht gearbeitet. Dort arbeitete niemand. Sondern in dem Lager wurden Leute ausgewählt, und die wurden zur Arbeit gebracht. Ich hatte immer Angst, wenn ich mich zur Arbeit melden mußte, und dann flohen wir immer in eine andere Baracke. Eines Tages wurden ausdrücklich Leute gesucht, die in den Vereinigten Glühlampenfabriken gearbeitet hatten. Und da sagte ich zu meiner Schwester: "Jetzt wollen wir uns melden. Denn wenn man speziell solche Leute sucht, dann ja wohl ganz offensichtlich nicht, um sie zu vernichten." Und da meldeten wir uns. Und da stellte sich heraus, daß in der ganzen Gruppe wir beide die einzigen waren, die tatsächlich in den Vereinigten Glühlampenfabriken gearbeitet hatten. Wir waren insgesamt 32 Personen. Und deshalb bin ich nicht gekennzeichnet. Das wissen Sie sicherlich, daß in Auschwitz die Häftlinge tätowiert wurden, hier am Arm. Die Häftlinge wurden tätowiert, bevor sie aus Auschwitz abtransportiert wurden. Und wir waren so wenige, 32, daß wir deswegen nicht tätowiert wurden.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, ich glaube, daß wir irgendwann im Herbst weitertransportiert wurden. Wir wurden nach Reichenbach gebracht. Dort gab es eine Telefunken-Fabrik. Ich glaube, das gehört heute zur Tschechoslowakei, damals waren dort Deutsche. Weit von der Stadt entfernt gab es ein Lager, dort waren wir. Und dort arbeiteten wir in der Fabrik. Dort mußten wir wirklich konkret arbeiten.

Orth: Und Sie sind mit diesen 32 anderen Frauen dorthin gebracht worden?

F.: Ja. Wir wurden mit dem Zug dorthin gebracht, wir waren ganz verblüfft, denn, nicht wahr, für 32 Leute hätte sich ein größerer Aufwand nicht gelohnt.

Dort arbeiteten auch noch Holländerinnen. Das waren auch Häftlinge, aber nicht mit solchen schrecklichen Haftbedingungen wie den unseren. Sie halfen uns auch, so gut sie konnten. Manchmal gaben sie uns einen Apfel oder so etwas.

Orth: Das waren Frauen, die nicht in diesem Lager untergebracht waren, sondern irgendwo anders?

F.: Sie waren irgendwo anders untergebracht, unter bedeutend besseren Bedingungen. Sie bekamen besser zu essen, und sie hatten auch bessere Kontakte zu den Deutschen, die dort in der Fabrik arbeiteten. Und auf diese Weise versuchten sie auch uns zu helfen.

Orth: Aber in diesem Lager, wo Sie dann untergebracht waren, da waren nicht nur diese 32 Frauen aus Auschwitz?

F.: Nein. Dort waren sehr viele. Sehr viele.

Orth: Aber nur Ungarinnen? Oder auch Frauen aus anderen Ländern?

F.: Das weiß ich nicht genau.

Orth: Also Sie blieben dann eher mit Ihren ungarischen Freundinnen, Kameradinnen zusammen?

F.: Es gab auch gar keine andere Möglichkeit. Das war so, in Auschwitz und auch hier, also überall in den Lagern, da begann der Tag mit der allmorgendlichen Volkszählung, die dort Appell genannt wurde, als alle gezählt wurden. Un je nachdem, ob die Zahl stimmte oder nicht, dauerte das soundso lange. Und so lange mußten wir bei jedem Wetter dort stehen, bis das alle vorbei war. Wir standen dort immer in Fünferreihen. Mit den Frauen, mit denen wir auch jetzt noch in Verbindung stehen, standen wir immer zusammen in einer Reihe. Wir zwei, meine Schwester und ich, dann ein anderes Geschwisterpaar, auch aus Budapest, und dann noch eine Budapesterin, zu der wir dann noch eine Zeitlang Verbindung hatten, bevor wir sie dann aus den Augen verloren, wir fünf waren immer zusammen. Ich muß sagen, daß es gelegent-

lich Streit mit Provinzlern gab; die Jüdinnen aus der Provinz waren nämlich viel religiöser als wir. Und die sagten dann immer: "Wir sind hierher gekommen, weil ihr nicht gläubig genug gewesen seid!" So daß diejenigen, die sich schon ein bißchen kennengelernt hatten, versuchten, zusammenzuhalten. Und wir 32 sind dann bis zum Schluß immer zusammen geblieben. In unserer Gruppe gab es auch Frauen aus der Provinz.

Wir pflegten uns jedes Jahr zu treffen. Am 14. April sind wir befreit worden, und am diesem Tag haben wir immer eine Zusammenkunft gehabt. Diejenigen von uns hier in Budapest, die noch am Leben sind. Wir haben versucht, die 32 zusammenzählen, um zu sehen, ob wir uns noch an alle erinnern. Aber wir konnten uns nicht mehr an jede einzelne erinnern. Ich weiß nicht... die Neumann-Schwestern, Frau Szabó und... ich habe Ihnen die Namen geschrieben, Frau Szabó und Frau Sztehlo. Werden Sie mit denen vielleicht sprechen?

Orth: Wir hatten die Adressen ja von Ihnen bekommen und haben die beiden daraufhin angeschrieben. Aber sie haben leider nicht geantwortet, und deshalb wollten wir jetzt auch Sie noch mal fragen, ob Sie vielleicht in der letzten Zeit mit ihnen auch gesprochen haben?

F.: Natürlich. Letztes Jahr um diese Zeit waren wir zusammen, und ich glaube, die eine Dame werden Sie besuchen, die Frau Papp, geborene Zsuzsi Polgár.

Orth: Ja. Da gehen wir übermorgen hin - Anfang der nächsten Woche.

F.: Auch sie war eine von diesen 32. Auch sie waren zu zweit, sie und ihre Schwester, aber die Schwester ist leider gestorben, schon hier in Ungarn ist sie gestorben. Und Agnes Lukács. Auch mit ihr treffen wir uns immer. Also jedes Jahr pflegten wir uns zu treffen.

Orth: Also zu Frau Lukács gehen wir jetzt am Sonntag und Montag. Und haben Sie denn vielleicht auch eine Telefonnummer von den Neumann-Geschwistern?

F.: Ja, natürlich.

Orth: Denn dann könnten wir die beiden vielleicht noch mal anru-

fen und sie fragen, ob sie...

F.: Gut. Wir können sie auch von hier aus anrufen und sie fragen.

Orth: Ja. Können wir vielleicht später auch machen.

F.: Ja.

Orth: Denn ich weiß auch nicht. Sie haben auf diesen Brief wie gesagt nicht geantwortet, und vielleicht sind sie auch einfach nicht bereit, mit uns zu sprechen, weil es zu schmerhaft ist oder weil es ihnen nicht gut geht.

F.: Ja. Mit einer von den beiden habe ich gesprochen, bevor ich die Adressen an Sie weitergegeben habe, habe ich sie gefragt, die Frau Sztehlo, ob ich Ihnen ihre Adresse schicken darf. Ich habe sie gefragt, und sie hat ja gesagt.

Orth: Ja. Ja das müssen wir dann einfach mal probieren, und wenn sie nicht mag, ist das ja auch in Ordnung.

F.: Machen wir eine Pause und greifen Sie zu.

(Pause)

Orth: Gehört denn dieser Stadtteil von Budapest - der gehörte ja schon immer zu Budapest - hat sich das denn sehr verändert in den letzten Jahren durch die Hochhäuser, die hier überall gebaut wurden?

F.: Nein. Dieser Stadtteil gehörte nicht immer zu Budapest. Dies war so eine Industrieansiedlung, gehörte aber nicht zu Budapest. Deshalb wurden wir abtransportiert. Hier wurde alles leergefegt. Wie ich schon sagte, diejenigen, die in Budapest geblieben waren, nun, die wurden ins Ghetto gesperrt, und sehr viele von ihnen wurden hingerichtet oder später weggebracht, aber ins Vernichtungslager kamen sie nicht. Soll ich weitererzählen?

Also als wir in Reichenbach waren, war alles schon ein bißchen erträglicher, weil wir dort schon als Arbeitskräfte galten. Also dort ging es nicht darum, alle um jeden Preis umzubringen. Ganz in der Nähe war auch ein Männerlager. Leider sahen wir auch, wie dort die Leute ganz einfach umgebracht wurden. Über unsere Ver-

pflegung sollte man vielleicht lieber nicht sprechen. Das war gerade soviel, daß wir nicht verhungerten, und daß wir noch arbeiten konnten.

Orth: Und das Essen bekamen Sie auch immer im Lager, also nicht in der Fabrik?

F.: Ja. Das war immer so eine Suppe. Und dieses viereckige Brot, das je nachdem in vier oder sechs Teile geteilt werden mußte. Morgens und abends. Zur Arbeit mußten wir zu Fuß gehen. Das war ein ziemlich langer Weg, und wir wurden die ganze Zeit von SS-Aufsehern angetrieben.

Orth: Männern?

F.: Sowohl als auch. Es gab sowohl Männer als auch Frauen. Die Männer waren vielleicht noch eher zu ertragen. Unter ihnen gab es auch viele Ungarndeutsche, die auch Ungarisch sprachen.

Orth: Die aber zur SS gehörten?

F.: Ja. Also diejenigen Ungarndeutschen, die der SS beigetreten waren.

Orth: Aber die waren Ihnen gegenüber freundlicher als die deutschen SS-Leute?

F.: Sie als freundlich zu bezeichnen, ist wohl eine Übertreibung, aber sie waren nicht ganz so böse. Wenn eine von uns nicht mithalten konnte, weil das Tempo für sie zu schnell war, dann wurde sie sofort mit der Peitsche, die diese Aufseher immer bei sich trugen, sofort geschlagen. Ich erinnere mich daran, daß die eine der Neumann-Schwester ihre Schuhe verloren hatte, oder vielleicht hatte man sie ihr auch gestohlen, also sie hatte keine Schuhe, so daß sie diesen langen Weg im Winter im Schnee barfuß zurücklegte. Und sie hat auch das ausgehalten. Das sind solche Kleinigkeiten, aber vielleicht interessiert Sie das auch, die Details, die das Ganze bunter machen. Während wir so die Stadt durchquerten - und Reichenbach ist eine kleine Stadt - kamen wir immer an einem Bäckerladen vorbei. Wir rochen das frische Brot. Natürlich waren wir immer furchtbar hungrig. Und wir sprachen darüber, wie schön es wäre, wenn wir einmal als freie Menschen dort hineingehen könnten.

Orth: Aber Sie sagten vorhin auch, daß die Holländerinnen auch gelegentlich versucht haben, Ihnen etwas zu essen zukommen zu lassen?

F.: Ja. In der Fabrik selbst wurden wir nicht ganz so streng bewacht. Wir waren den dortigen zivilen Aufsehern anvertraut, und es stand nicht hinter jeder von uns ein SS-Mann.

Orth: Aber die waren auch in dieser Fabrikhalle? Oder wo sind die geblieben?

F.: Ich weiß nicht, wo die damals gewesen sind. Aber sie standen jedenfalls nicht hinter uns, und sie waren nicht dort in der Fabrikhalle. Als wir dann nach Hause gingen, da wurden wir erneut von ihnen abgezählt.

Orth: Ja. Und in der Fabrik, das waren dann zivile Meister und Arbeiter?

F.: Ja, das waren Zivilisten.

Orth: Erinnern Sie sich denn noch daran, wieviel Menschen dort ungefähr gearbeitet haben?

F.: Das weiß ich nicht, denn wir gingen immer direkt dorthin, wo wir arbeiteten, und von dort wurden wir auch wieder abgeholt. Wie groß diese Fabrik war, das konnten wir also gar nicht wissen. Ich glaube, das muß eine ziemlich große Fabrik gewesen sein, weil ich dort ähnliche Arbeitsprozesse gesehen habe wie hier bei den Vereinigten Glühlampenfabriken. Telefunken, das war eigentlich eine Fabrik mit einem guten Ruf.

Orth: Und sind Sie dort angelernt worden oder hat man Ihnen gezeigt, was Sie dort zu tun haben?

F.: Man hat es uns gezeigt. Aber das war keine sehr schwere Arbeit. Teilarbeit. So daß auch diejenigen, die nicht wie wir in den Vereinigten Glühlampenfabriken gearbeitet hatten, wußten, was es zu tun galt. Es gab dort solche Lötmaschinen, also große Maschinen, die sich im Kreis bewegten, und die Glühbirnen wurden dort an die Sockel angelötet. Das war so eine automatische Maschine, die sich immer einen Schritt weiter bewegte, und wir mußten die beiden Teile zusammenlöten. Und die fertigen Lampen mußten wir ausprobieren. Da gab es so eine Art Kiste, und da

mußten wir die Lampe reinhalten, und da wurde nachgeschaut, ob sie brannte oder nicht.

Orth: Und Sie waren dann wieder mit diesen 32 Frauen aus Auschwitz zusammen?

F.: Ja. Ja, wir waren zusammen.

Orth: Und in dem Raum, wo Sie gearbeitet haben, waren das dann nur diese 32 oder auch noch andere Leute?

F.: Es waren auch andere dort, zum Beispiel die Holländerinnen, und auch Deutsche.

Orth: Und die Deutschen, das waren dann zivile Arbeiter?

F.: Ja.

Orth: Auch Frauen wieder?

F.: Nein, dort gab es auch Männer.

Orth: Und wie haben sich diese Deutschen Ihnen gegenüber verhalten?

F.: Man könnte sagen, gleichgültig.

Orth: Ja. Aber es hätte Möglichkeiten gegeben, miteinander irgendwie in Kontakt zu kommen?

F.: Ich glaube, diejenigen, die gut Deutsch konnten, die konnten vielleicht mit ihnen sprechen. Aber mit Sicherheit wurden auch die Deutschen überwacht, also irgendwer paßte schon auf, daß ihre Beziehungen zu den Häftlingen sich nicht zu gut entwickelten.

Orth: Gab es denn unter den Ungarinnen Frauen, die auch Deutsch sprechen konnten?

F.: Ja. Zum Beispiel meine Schwester konnte damals sehr gut Deutsch. Es gab etliche, die Deutsch sprachen.

Orth: Wo hat Ihre Schwester Deutsch zu sprechen gelernt?

F.: Als wir zur Schule gingen, war Deutsch noch ein Pflichtfach. Auch ich habe Deutsch gelernt, auch später noch, aber ich habe ein sehr schlechtes Sprachgefühl, so daß ich nie richtig Deutsch gelernt habe. Auch meine Mutter sprach gut Deutsch.

Orth: Und das war in der Schule Pflicht früher gewesen?

F.: Ja. Und später war dann Russisch Pflichtfach.

Orth: Aber die Aufseher, zum Beispiel die SS-Leute, die haben ja auch Deutsch mit Ihnen gesprochen.

F.: Ja. Was übrigens nicht dazu beigetragen hat, daß irgendjemand von uns eine besondere Sympathie für die deutsche Sprache hätte entwickeln können. Sie waren sehr grausam. Sie waren böse wie Leute, denen es Freude macht, böse zu sein.

Orth: Können Sie sich denn an einzelne Geschichten oder Episoden erinnern, wo ein SS-Mann besonders brutal zu Ihnen war?

F.: So etwas gab es. Noch in Auschwitz. Dort gab es eine sehr schöne Aufseherin. Man nannte sie "die Schöne", denn sie war eine sehr schöne Frau. Aber als ich ihr einmal zufällig im Weg war, da hat sie auch mich mit der Peitsche verdroschen. Es gab überhaupt keinen Grund dafür, nur einfach so. Als wir uns schlafen legten, mußte unmittelbar danach Ruhe herrschen. Aber in so einem großen Raum, wo so viele Menschen unter solchen Umständen zusammengezwängt sind, fängt natürlich doch immer wieder irgendwer zu sprechen an. Und da ging sie den Gang entlang und schlug mit der Peitsche hierhin und dahin und dorthin und hierhin und dahin und dorthin. Ihr war ganz egal, wer die Schläge abbekam. Wenn wir auf der Straße gingen und jemand zurückblieb, wurden die Leute mit der Peitsche geschlagen, ohne daß sich jemand dafür interessierte, warum sie denn nun zurückgeblieben waren. Oft kam es vor, daß diejenigen, die ein bißchen mehr bei Kräften waren, die Schwächeren mitschleppten. Denn wer hinfiel und zurückblieb, der bekam so eine Tracht Prügel, daß er nicht wieder aufstehen konnte.

Orth: Gab es denn in Auschwitz auch Kapos oder Stubendienste?

F.: Ja. Das waren im allgemeinen entweder Polinnen oder Slowakinnen, die schon früher dorthin gebracht worden waren als die Ungarinnen. Und auch die waren sehr schlecht. Von denen sind

übrigens sehr wenige am Leben geblieben. Und sie meinten, wenn die Ungarinnen soviel später dorthin gekommen waren, dann sollten sie jetzt dafür büßen.

Orth: Büßen in welchem Sinne?

F.: Sie meinten, unter ihnen, da sie früher abtransportiert worden waren, und da mehr aus ihrer Mitte umgebracht worden waren, während wir erst sehr spät dorthin gekommen waren, deswegen waren sie böse mit uns.

Orth: Das heißt, sie haben Sie auch besonders brutal behandelt?

F.. Ja. Nicht alle.

Orth: Und Sie haben vorhin auch davon gesprochen, als Sie ankamen in Auschwitz, daß Ihnen die Haare geschoren wurden. Waren das denn SS-Leute oder -Frauen oder waren das alle Kapos, die das gemacht haben?

F.: Das waren SS-Leute.

Orth: Männer auch?

F.: Ja. Es gab auch Frauen darunter.

Orth: Und sind Sie denn auch bei der Ankunft gynäkologisch untersucht worden?

F.: Nein. Wir wurden kahlgeschoren, neben mir stand meine Schwester, ich schrie: "Wo bist du?", denn ich erkannte sie nicht, wie sie da so neben mir stand.

Orth: Und die Kleidung, die Sie dort bekamen, war das Zivilkleidung oder war das diese gestreifte Kleidung der Häftlinge?

F.: Das war Zivilkleidung. Aber auf dem Rücken war ein breiter, roter Streifen aufgemalt. Ich glaube, daß das die Sachen waren, die man dem vorangegangenen Transport abgenommen hatte. Dort wurde sortiert. Was schön und brauchbar war, das wurde ganz offensichtlich weggebracht. Und das andere, das blieb dann.

Orth: Und das behielten Sie auch, als Sie dann nach Reichenbach gebracht wurden?

F.: Damals bekamen wir Mäntel. Damals war es schon sehr kalt, und wir bekamen Mäntel. Ich bekam so einen kurzen, schwarzen Mantel.

Orth: Der auch gekennzeichnet war mit so einem roten Strich?

F.: Ja, natürlich. Von Zeit zu Zeit wurden wir zum Desinfizieren gebracht. Es gab einen Waschraum, dort hätten wir uns waschen können. Aber wir waren sehr wenige, und es gab wenige Wasserhähne Von Seife und Handtüchern konnte überhaupt nicht die Rede sein. So daß man sich nicht so richtig säubern konnte. Und von Zeit zu Zeit wurden wir im wahrsten Sinne des Wortes in so ein Bad getrieben. Es war eigentlich ein Duschraum. Die Kleider wurden desinfiziert. Und man bekam nicht unbedingt dieselbe Kleidung zurück, sondern irgendetwas. Unterwäsche haben wir die ganze Zeit nicht zu sehen bekommen. Taschentücher auch nicht. Das waren so schreckliche Dinge. Das dortige WC, das war auch eine fürchterliche Angelegenheit. In einer ganz langen Reihe, und überall schauten Aufseher zu. Das war schrecklich. Daß wir nichts zu essen bekamen, den Hunger, das konnte ich noch eher ertragen. Und das Frieren, all das habe ich irgendwie noch eher ertragen als das, daß der Mensch derart erniedrigt wurde. Das war für mich persönlich das Schrecklichste.

Orth: Dazu gehörte sicher auch, also zu dieser Degradierung, daß die Häftlinge dort einen Winkel bekamen und eine Häftlingsnummer.

F.: Jeder bekam eine Nummer. Jeder bekam eine Nummer, und lange Zeit erinnerte ich mich auch noch an meine eigene Nummer, bevor ich sie dann zum Glück vergaß. Mit derselben Nummer wurden die Häftlinge normalerweise auch tätowiert, aber das sagte ich schon, daß das bei uns nicht gemacht wurde. Aber die eigene Nummer mußte man wissen. Da gab es den Appell, und wenn jemand gesucht wurde, dann mußte er seine Nummer wissen. Auch wer kein Deutsch konnte, mußte lernen, wie seine Nummer auf deutsch lautete, damit er sie wußte, wenn man nach ihm suchte.

Orth: Und ich wollte noch mal gerne fragen, weil Sie das vorhin erwähnten, die Konflikte zwischen den Ungarinnen, die aus Budapest und aus der Provinz kamen. Hat sich das so geäußert, daß man da einfach darüber gesprochen hat, oder?

F.: Natürlich haben wir darüber gesprochen. Wir haben miteinander diskutiert.

Orth: Aber das ließ sich auch nicht auflösen, diese Anschuldigung oder dieser Konflikt?

F.: Es gab viele unter ihnen... Also, in der jüdischen Religion gibt es Beschränkungen in bezug auf die Ernährung. Man nennt das koscher. Es gab dort Frauen aus der Provinz, die das dermaßen ernst nahmen, daß sie nur Brot aßen und sonst nichts, also von der Suppe kosteten sie nicht. Weil sie so religiös waren. Und wer sich sehr streng an die religiösen Vorschriften hielt, mit diesen Leuten konnte man nur sehr schwer diskutieren.

Orth: Aber Sie hatten auch die Möglichkeit, Gottesdienste abzuhalten oder zu beten oder Ihrer Religion nachzugehen?

F.: Ach wo. Jeder konnte beten, wenn er wollte. Aber sonst... Im strengsten Sinne des Wortes waren wir Häftlinge. Und damit war gemeint, daß wir nur so lange am Leben bleiben sollten, wie wir arbeiten konnten. Dieses System hatte kein Interesse daran, daß es Überlebende und somit Zeugen geben sollte. In vielen Lagern geschah es, als die Russen, also die Sowjets auf dem Vormarsch waren und das Lager geräumt werden mußte, da wurden die Häftlinge ganz einfach umgebracht, nicht am Leben gelassen. Diejenigen blieben am Leben, in den Lagern, wo die Häftlinge selbst rebellierten. Ich glaube, vielleicht in Buchenwald gab es so etwas. Oder aber wie zum Beispiel bei uns, die wir nicht von den Russen, sondern von den Amerikanern befreit wurden, und wo die Deutschen den Amerikanern gegenüber kapitulierten. Wo sie auch ihr eigenes Leben retten wollten. Und so sind wir am Leben geblieben.

Orth: Ja. Und wie war es in dieser Zeit im Lager möglich, so eine innere Kraft oder inneren Widerstand zu bewahren?

F.: Nun, es sind eigentlich nicht viele übriggebliegen, denen es gelungen ist, sich eine solche Kraft zu bewahren. Vielleicht war es die Hoffnung, die eigenen Angehörigen doch noch wiederzusehen. Als die Sowjetarmee in Richtung Auschwitz auf dem Vormarsch war, wurde Auschwitz evakuiert, und sehr viele gelangten nach Reichenbach. Das war irgendwann um Weihnachten herum. Und ich erinnere mich daran, daß sie uns auslachten, die wir noch immer darauf hofften, unsere Eltern irgendwo wiederzusehen. Die spra-

chen darüber, daß sie in Rauch aufgegangen seien, daß sie vernichtet worden seien. Das war damals sehr denkwürdig. Es war Weihnachten. Ein paar Tage arbeiteten wir nicht, und damals hörten wir diese Nachricht, und das war so schrecklich.

(Cassette 2, Seite 1)

F.: Und als sie schon tot waren, hat sie sich nicht mehr bewegt. Da mußten diese Häftlinge die Leichen auf einem Wagen packen und zum Krematorium bringen. Und nach einiger Zeit wurden sie ausgewechselt. Es wurde wirklich sehr darauf aufgepaßt, daß keine Augenzeugen übrigbleiben sollten.

Orth: Sind denn in Reichenbach auch Häftlinge umgebracht worden?

F.: Reichenbach war kein Vernichtungslager. Es kam vor, daß jemand zu Tode geprügelt oder erschossen wurde. Das gab es. Aber Massenvernichtungen gab es dort nicht. Wer schon zu schwach war, um zu arbeiten, oder diejenigen, die krank waren, die wurden abtransportiert ins Vernichtungslager.

Orth: Ja. Aber es sind auch Häftlinge totgeprügelt worden oder erschossen worden oder einfach an Hunger gestorben?

F.: Ja. Auch von uns 32 sind einige gestorben, weil sie so schwach waren, daß sie nicht mehr konnten.

Orth: Und die sind dann dort auf dem Friedhof bestattet worden, oder was hat man mit den toten Häftlingen getan?

F.: Oh nein. Dort in der Umgebung des Lagers.

Orth: Und gab es denn in Reichenbach, wenn Frauen krank wurden oder sehr schwer verletzt waren, bei der Arbeit zum Beispiel, eine Art von Revier?

F.: Überall gab es so einen Ort, wo die Kranken hingebracht wurden. Aber alle hatten eine riesige Angst davor, daß sie dort hingeraten könnten. Weil es nicht gerade vorkam, daß jemand von dort zurückkehrte. So daß man es lieber verheimlichte, wenn man irgendwelche Krankheiten hatte.

Orth: Ja. Sind Sie denn in dieser Zeit auch krank gewesen?

F.: Ja. Mit dem Darm hatte ich Probleme. Es gab dort unter den Häftlingen eine Ärztin. Die sagte mir, ich solle mich auf den Bauch legen. Medikamente gab es nicht. Darin bestand also die ärztliche Behandlung. Ich glaube, daß es für diejenigen, die ins Revier kamen, auch dort keine Medikamente gab. Denn das Ziel bestand eben nicht darin, die Leute dort zu heilen. Sondern die Arbeitskraft der Leute wollte man ausnutzen, solange sie noch arbeiten konnten. Und wer nicht arbeiten konnte, den...

Orth: Und wie lang waren die Arbeitszeiten dort in dieser Fabrik?

F.: Das kann ich Ihnen nicht sagen. Daran erinnere ich mich nicht mehr. Wir wurden morgens hingebracht und abends zurück.

Orth: Aber so Nachschichten oder so was, das gab's nicht.

F.: Dort nicht. Später im nächsten Lager, dort schon.

Orth: Aber in Reichenbach, da war es dann auch so, daß Sie das wenige Essen, das Sie bekamen, im Lager bekamen und nicht in der Fabrik?

F.: Ja, im Lager.

Orth: Ja, vielleicht sollten wir auch eine Pause machen, daß Ihnen das auch nicht zuviel wird.

F.: Gut, machen wir eine Pause.

(Pause)

Orth: Waren Sie denn auch schon mal wieder in Hamburg gewesen, zu irgendeiner Gedenkfahrt?

Höpp: Also, sind Sie danach überhaupt wieder in Deutschland gewesen?

F.: Ja, ich bin in Deutschland gewesen, als Touristin. Einmal hätte ich sehr gern all jene Stätten wieder besucht, wo ich als Gefangene war. Nach Auschwitz nicht. Aber wir waren auch in Porta. Dort gibt es eine wunderschöne Landschaft, eine phantastische Landschaft. Und wir wurden immer morgens dort hingebracht. Und die Umgebung war wie in einem Märchenbuch. Und ich

stellte mir immer vor, wie schön es wäre,eines Tages als freier Mensch hierher zurückzukehren. Aber es ist dann doch nicht dazu gekommen. Ich bin in Berlin gewesen, in Thüringen, in Dresden, in Leipzig, also in dieser Gegend. Das waren solche Touristenreisen, wo wir an jedem Ort nur ein paar Tage verbracht haben. Und einmal haben wir in Thüringen im Rahmen eines von der Gewerkschaft organisierten Austausches Urlaub gemacht. Ich erinnere mich nicht mehr, wo genau das war, aber das war sehr schön.

Orth: Wollen wir denn jetzt ne Pause machen, daß Sie sich auch ein bißchen ausruhen können? Daß wir vielleicht heute nachmittag oder morgen früh fortfahren?

(Organisatorisches; Telefonat mit Frau Sztehlo)

F.: Als also die Sowjetarmee auf dem Vormarsch war, wurden wir wegtransportiert. Aus Reichenbach wurden wir in Richtung Westen gebracht. Das war ziemlich schrecklich, weil wir zu Fuß gehen mußten, und da ging es über hohe Berge hinweg.

Orth: Das war jetzt im Winter 44?

F.: Ja, 44/45. Ich bin zwar schon von frühester Kindheit an sehr viel gewandert, so daß ich das eher aushalten konnte, aber diejenigen, die nicht daran gewöhnt waren... Aber es waren auch dort wunderbare Landschaften. Und ich war selbst unter jenen Umständen noch in der Lage, wahrzunehmen, wie schön diese Landschaften waren. Und unterwegs machten wir dann an irgendeiner Kohlengrube Station. Dort schliefen wir auf den Kohlenhalden. Und dann wurden wir in Waggons gesteckt, und zwar offene Waggons, es schneite, wir wurden vom Schnee bedeckt, und so wurden wir nach Porta gebracht.

Orth: Und das waren alle Häftlinge aus diesem Lager Reichenbach?

F.: Alle wurden weggebracht, aber wer nun genau wo hingebracht wurde, das weiß ich nicht. In Porta haben wir ebenfalls gearbeitet, soweit wir das konnten. Dort gab es eine unterirdische Fabrik. Es ging auf einer Treppe sehr tief hinunter. Die Fabrik war noch nicht völlig eingerichtet, sie war also nicht ganz fertiggeworden. So daß dort keine richtige Produktionsarbeit stattfand. Wir mußten dort saubernmachen, und manchmal haben wir dort auch überhaupt nichts getan, sondern wurden nur dort hingebracht. Ich versuche mich daran zu erinnern, wie diese Fabrik

hieß, auch das war eine bekannte Marke. Vielleicht fällt es mir später ein, oder die anderen wissen es.

Orth: War das vielleicht Philips?

F.: Philips. Ja, Philips. Das war es.

Orth: Und Sie sind, um das zu verstehen, diesen ganzen Weg von Reichenbach bis Porta zu Fuß gegangen?

F.: Nein. Von Reichenbach bis irgendwohin, wo es eine Kohlengrube gab. Un von dort wurden wir in offenen Waggons mit der Eisenbahn nach Porta gebracht.

Orth: Ja. Und wissen Sie das auch, ob dieses Männerlager in Reichenbach dann auch evakuiert wurde, oder...?

F.: (verneinende Geste)

Orth: Und Sie hatten auch in Reichenbach mit diesen Männern auch keinen Kontakt?

F.: Nein. Davon konnte gar nicht die Rede sein.

Orth: Ja. Das war also gar nicht möglich, daß man...

F.: Nein. Während des Appells konnten wir dort herüberschauen und sehen, daß auch dort Leute standen, aber das war auch schon alles. In Porta war es ebenso, das heißt, wir wurden morgens in die Fabrik gebracht. Und später wurde dann in mehreren Schichten gearbeitet, also morgens, nachmittags und abends, und zu den jeweiligen Schichten wurden wir in die Fabrik gebracht. Daß wir dort ernsthafte Arbeit geleistet hätten, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Auch dort gab es einen wunderschönen Weg, wo wir immer entlanggehen mußten. Damals reifte in mir der Gedanke heran, daß ich hierher eines Tages zurückkommen möchte. Das ging über so einen Berg, unten war ein Fluß, und auf jedem der einander gegenüberstehenden Berge stand eine Burg. Ich habe mir immer Bilder angesehen, wo das wohl sein mag, damit ich das vielleicht wiedererkenne. Es gab dort einen Weg, der nach rechts abzweigte, zu irgendeinem Gasthaus, und ich hatte immer das Gefühl, dort müsse ich jetzt hinaufgehen. Damals näherte sich schon der Frühling, und an den Bäumen hingen riesengroße Weidenkätzchen. Und wir sahen gelbe Blumen, und ich erinnere mich

daran - es gab zwei unter uns die dort starben. Und für die eine, die damals sehr krank war, pflückten wir am Wege eine Blume, die wir ihr brachten. Die beiden, die dort starben, waren auch alle beide aus Budapest gewesen.

Orth: Die sind vor Schwäche gestorben oder an Hunger?

F.: Nun, man kann nicht sagen, daß sie vor Hunger gestorben seien, aber auch daran. Die Kälte, der Hunger, schließlich hatte man dort sehr viele Gründe, zu sterben. Es gab viel mehr Gründe, zu sterben, als Gründe, am Leben zu bleiben. Wir waren auch nicht so sehr lange dort. Und dann ging es wieder weiter. Nach Fallersleben. Das war eine riesengroße Fabrik, und sie war außergewöhnlich gut befestigt, sie war mit Kanälen und allem möglichen umgeben. Ich weiß nicht, irgendwie erinnere ich mich, daß es damals hieß, dies sei eine Chemiefabrik, und dort würden diese Vernichtungsgase und ähnliches hergestellt, also dieses Zyklon B. Aber als wir dort waren, war die Fabrik schon vollständig geräumt. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie lange wir dort waren, aber es war nicht lange. Aber dort machten wir überhaupt nichts mehr. Wir waren in leergeräumten Fabrikhallen.

Orth: Und Sie waren dort auch untergebracht, oder war das Lager außerhalb?

F.: Ja, nur in der Fabrik. Dort gab es keinerlei Betten, das waren schon ganz kriegsmäßige Zustände. Wir wurden dorthin in Waggons gebracht, und unterwegs gab es einen Luftangriff. Da mußten wir aus den Waggons aussteigen, zur Seite, und dann später zurück in die Waggons. Da hätte man wohl auch fliehen können, wenn jemand es unbedingt gewollt hätte. Aber ohne deutsche Sprachkenntnisse und so wie wir aussahen wäre das eine riskante Sache gewesen.

Orth: Aber gab es denn so Gedanken und Ideen oder Pläne zu flüchten?

F.: Ich selbst hatte keine solchen Pläne, aber ich hatte gehört, daß es einige gab, die auf diese Weise geflohen sind, und ich glaube, daß die auch am Leben geblieben sind. Das kam natürlich ganz darauf an, unter was für Menschen man geriet. Weil vielleicht der eine das Risiko auf sich nahm, jemanden zu verstecken, und der andere nicht.

Orth: Aber gab es denn auch Fälle, wo Frauen, die geflüchtet waren, zurückgebracht wurden?

F.: In Auschwitz gab es so etwas. Leute, die im Wald arbeiten mußten. Dort wurde dann immer eine "Feier" in Anführungszeichen abgehalten. Ein Orchester spielte, und unter feierlichen Rahmenbedingungen wurden sie gehängt. Und das mußten sich alle ansehen, als abschreckendes Beispiel.

Orth: Aber das ist gelegentlich vorgekommen?

F.: Ja.

Und dann unsere letzte Station, das war Salzwedel. Dorthin wurden wir gebracht. Das war ganz im Norden, kurz vor Dänemark. Das war ein sehr großes Lager, weil aus vielen anderen Lagern die Leute dorthin gebracht worden waren.

Orth: War das denn in Porta und Fallersleben auch so, daß da keine anderen Häftlinge waren? Oder gab es da auch andere?

F.: Nein. Dort waren sehr viele. Wir 32 hielten zusammen, aber 32 Leute wurden nicht spazierengeführt, das war nur, als wir aus Auschwitz weggebracht worden waren. Und danach waren wir immer auch mit anderen Gruppen zusammen.

Orth: Und dann auch andere Nationalitäten, oder waren das immer nur Ungarinnen?

F.: Soweit ich mich erinnern kann, waren das Ungarinnen.

Orth: Aber Sie mußten dann weder in Porta, noch in Fallersleben arbeiten?

F.: In Porta schon, aber in Fallersleben nicht.

Orth: Ah ja, das war Philips. Was mußten Sie da genau machen? In Porta?

F.: Eigentlich hätten wir wohl in der Philips-Fabrik dasselbe machen sollen wie in der Telefunken-Fabrik, aber die Fabrik war nicht hinreichend ausgerüstet. Dafür war schon keine Zeit mehr vorhanden. So daß wir mehr saubermachten. Das war sehr inter-

essant, denn das war tief unter der Erde. Die Fabrik war ganz im Innern des Berges. Ich weiß nicht, was man später wohl damit angefangen hat.

Orth: Und man ist dann mit einem Aufzug runtergefahren?

F.: Keineswegs. Eine Treppe.

Orth: Zu Fuß jedes Mal nach...?

F.: Ja. Minutenlang gingen wir da zu Fuß runter.

Orth: Aber das Lager war nicht in unmittelbarer Nähe, da mußte man auch immer wieder zu Fuß dann vom Lager zu diesem...?

F.: Natürlich.

Orth: Und können Sie sich noch an dieses Lager erinnern, war das auch ein Barackenlager?

F.: Baracken, wie überall. Die Lager sahen überall gleich aus. Nur daß in Auschwitz die Baracken größer waren. Und dort waren wir in kleineren Baracken.

Orth: Wieviel Frauen waren da ungefähr in einer Baracke untergebracht?

F.: Daran erinnere ich mich nicht mehr. In Auschwitz waren wir zu 1.000 in einer, das weiß ich noch. Aber das habe ich nicht mehr genau in Erinnerung.

Orth: Aber in diesen kleineren Lagern war das ähnlich wie in Auschwitz organisiert mit Kapos und Stubendiensten?

F.: Ja, natürlich, das war genauso organisiert.

Orth: Und wie ist jemand zum Beispiel zum Kapo gemacht worden? Hatte man da irgend einen Einblick, wie dieses System funktionierte?

F.: Ich glaube, das sind diejenigen geworden, die das freiwillig auf sich nahmen. Ungarische Kapos hat es nicht gegeben. Es gab Slovakinnen. Aber vielleicht gab es die nur in Auschwitz, daran erinnere ich mich nicht mehr genau. Wenn jemand so eine Funktion

übernahm, akzeptierte er auch die Art, wie er mit den anderen umgehen würde. Das mußte jemand sein, der glaubte, daß die Häftlinge gar keine Menschen seien, sondern irgendeine untergeordnete Rasse. Mit anderen Worten, wer den Anschein erweckte, auch nur ein bißchen Hilfsbereitschaft zu besitzen, dem wurde eine solche Aufgabe nicht übertragen.

Es war interessant, als wir schon in Salzwedel waren und sich die amerikanischen Truppen näherten, und als schon offensichtlich war, daß die Deutschen das Lager aufgegeben hatten, sie es den Amerikanern aufgegeben hatten, da baten die Aufseherinnen die Gefangenen um Kleidung. Und so flohen sie. Ich erinnere mich, sie hatten eine Pfeife, mit der sie immer pfiffen. Mit der Pfeife ordneten sie den Appell und dies und jenes an. Und als ich dann eine Pfeife fand, die jemand weggeworfen hatte, da begriff ich, daß das jetzt zu Ende war. Das waren schreckliche Umstände dort im Lager in der letzten Zeit. Die Deutschen flohen. Die Häftlinge hatten zunächst nichts zu essen. Und die Latrinen mußten irgendwie saubergehalten werden. Das machte niemand freiwillig. Und der Inhalt der Latrinen überflutete nach einer gewissen Zeit das ganze Lager. Dann brachten uns die Amerikaner in eine ehemalige Kaserne. Dort waren wir ziemlich lange. Sie wollten uns überreden, hierhin und dahin und dorthin zu gehen, nur nicht zurück nach Hause. Und einige von uns sind dann ganz einfach von dort in die Ostzone geflohen. Das ist wieder eine ganz andere Geschichte, denn am 14. April wurden wir befreit, und ungefähr am 1. Oktober kamen wir dann endlich nach Hause.

Orth: Und in dieser Kaserne, die war als Lazarett eingerichtet, oder wie sah das dort aus?

F.: Nein, die Bewohner waren auf die einzelnen Zimmer verteilt, dort bekamen wir etwas zu essen, wir bekamen normalere Kleidung, und wir konnten auch frei herumlaufen, noch nicht so ganz frei, aber wer das Kasernengelände unbedingt verlassen wollte, der konnte es tun. Aber es deutete überhaupt nichts darauf hin, daß man uns nach Hause bringen wolle. Und unser Fünferklub, die wir immer zusammen waren, sind dann so abgehauen. Ich stellte mich mitten auf die Straße und hielt einen Lastwagen an. Der Lastwagen nahm uns bis nach Hannover mit, denn bis dorthin fuhr er. In Hannover stiegen wir aus dem Auto. Dort sahen wir Menschen mit Bändern in unseren Nationalfarben - dort gab es sehr viele Gefangene - und wir dachten, es seien Ungarn. Aber es stellte sich heraus, daß es Italiener waren. Weil die die gleichen Farben

haben, bloß andersrum. Denn das eine ist rot-weiß-grün und das andere grün-weiß-rot.

Orth: Was glauben Sie, warum die Amerikaner Sie nicht haben nach Hause gelassen?

F.: Nun, einerseits ganz offensichtlich deshalb, weil - sie wußten, daß hier die Sowjets waren. Andererseits wußten sie besser als wir

(Cassette 2, Seite 2)

Orth: Und die Amerikaner haben dann auch konkrete Angebote gemacht, daß man Ihnen beispielsweise helfen würde, nach Israel zu gehen?

F.: Das weiß ich nicht. Weil mir persönlich das gar nicht in den Sinn gekommen wäre, irgendwo anders hinzugehen.

Orth: Aber Sie haben das gerade so beschrieben, als seien Sie wirklich von dort geflohen, also als ob die Amerikaner Sie auch nicht gehen lassen wollten?

F.: Nun, eigentlich war das ein sehr großes Lager. Das war natürlich nicht so, wie wenn jemand aus einem Konzentrationslager floh, sondern wir spazierten durch das Tor hinaus und kamen nicht zurück.

Orth: Und dann sind Sie im Oktober 45 zurückgekommen nach Budapest?

F.: Ja.

Orth: Und wie sind Sie dann von Hannover aus weitergekommen?

F.: Das war eine interessante Geschichte. Die Italiener erklärten uns, daß es dort auch Ungarn gab. Es gab da so eine Wohnsiedlung, wo diese ehemaligen Häftlinge wohnten, und die zu diesem Zwecke geräumt worden war. Das waren moderne Häuserblocks, so wie es sie hier auch gibt. Man sagte uns, wo die Ungarn seien, und da gingen wir hin. Dort lernten wir drei ungarische Männer kennen. Zwei Juden. Einer von ihnen war der junge Mann, mit dem wir dann nach Hause fuhren, und der jetzt in Israel ist. Von dem ich bereits gesprochen habe. Der dritte sagte,

er sei ein politischer Häftling gewesen, aber im nachhinein, viel später kamen wir darauf, daß das ein gewöhnlicher Kriminel ler war. Der diese verwirrte Lage dort ausnutzte. Diese Männer sagten uns, wir sollten nicht weiterreisen, wir sollten bleiben, denn es sei ihnen versprochen worden, daß man dann später nach Ungarn fahren könnte. Wir hatten uns auf die Reise so vorbereitet, daß wir eine große Landkarte mitführten, die wir aus der Kaserne, wo wir gewesen waren, ganz einfach geklaut hatten. Und mit Hilfe dieser Karte wollten wir jetzt nach Hause fahren. Und dort in Hannover wurden wir dann in Waggons gesteckt, und wieder raus. Und dann wieder in einen Zug, und dann wieder zurück. Dieses Spielchen wurde noch ein paarmal mit uns gespielt. Und dann endlich fuhr der Zug los, dann blieb er stehen, und er brachte uns nicht nach Hause, sondern in ein Dorf, nach Merbeck. Und dort wurden wir hingebracht, dieses Dorf war evakuiert worden. Dort waren ehemalige Häftlinge, größtenteils Italiener. Diese Italiener, das waren keine Juden, sondern Kriegsgefangene, die auf irgendeine Weise dorthin geraten waren. Sie bewohnten den größten Teil des Dorfes. Das waren richtige Dorfhäuser. Und dort wohnten sie. Und auch wir bekamen dort ein Haus. Später stellte sich heraus, daß noch einige ungarische Männer dort waren, das waren ebenfalls keine Juden, sondern Soldaten und Jungmänner, die aus Ungarn dorthin gebracht worden waren. Wir waren wieder unter amerikanischer Oberhoheit. Aber das war ein sehr viel freieres Leben dort. Wenn wir ins Nachbardorf gehen wollten, dann machten wir das. Wir wurden in keiner Weise beaufsichtigt. Aber wir bekamen Lebensmittel. Da Ganze kann als eine Art Erholung oder Urlaub verstanden werden. Vielleicht waren wir so drei Monate dort. Nur wir fünf waren dort, denn Agnes Lukács und Zsuzsi Polgár, also Frau Papp, die waren damals nicht mit uns zusammen. Die machten sich auf andere Weise auf den Weg nach Hause. Wir waren mit Frau Sztehlo und ihrer Schwester zusammen, und noch eine junge Frau war bei uns. Und dort kochten wir, wir gingen spazieren, wir unterhielten uns und freundeten uns mit denjenigen an, mit denen wir uns verständigen konnten, und dachten uns, irgendwas wird schon geschehen, irgendwo wird man uns schon hinbringen. Einige von denen, die dort waren, bewegten sich auch weiter fort, in die Städte, um sich umzuschauen, wir haben das aber nicht gemacht. Und als der Sommer vorbei war und mit uns überhaupt nichts weiter geschah, da sagten wir uns, jetzt machen wir uns wieder auf den Weg und fahren nach Hause. Es war sehr gut, daß dieser junge Mann mit uns zusammen reiste, weil er etliche Fremdsprachen beherrschte. Weil er in einer Gegend aufgewachsen war, wo zahlreiche Sprachen

gesprochen wurden, hatte er zwangsläufig mehrere Sprachen gelernt, und daher konnte er uns sehr viel helfen. Im allgemeinen benutzten wir schon die Verkehrsmittel, wir fuhren mit der Bahn. Geld hatten wir nicht, wir stiegen einfach in die Züge ein, und als man unsere Fahrkarten sehen wollte, erklärten wir, daß wir nicht ganz freiwillig dort waren. Einmal waren wir in Dresden, daran kann ich mich noch sehr genau erinnern. Dresden sah entsetzlich aus. Als wir aus dem Bahnhof kamen, sahen wir nur Ruinen und sonst gar nichts. Auf irgendeine merkwürdige Weise fuhren die Straßenbahnen. Durch die nachtschwarzen Ruinen fuhren die leeren beleuchteten Straßenbahnen. Und dann kamen Soldaten. Sie wollten uns aus dem Bahnhof rausschmeißen. Und die sagten, wenn wir hier jetzt nicht herausgehen, dann werden sie uns erschießen. Und da öffnete ich meinen Mantel und sagte, na gut, dann schießt. Und da gingen sie weg. Wir mußten noch die amerikanische und die sowjetische Demarkationslinie überqueren. Dort mußten wir zu Fuß gehen. Auch damals sind wir ganz schön viel zu Fuß gegangen. Durch die Wälder gingen wir herüber. Und als wir das geschafft hatten, da konnten wir wieder in einen Zug einsteigen. Wir kamen durch die Tschechoslowakei, und damals hat uns dieser junge Mann sehr viel geholfen. Er behauptete, wir seien alle fünf Verwandte von ihm. Und so konnten wir dann nach Hause kommen. Über Prag und Preßburg. Und daß wir so relativ problemlos nach Hause gekommen sind, das haben wir eigentlich ihm zu verdanken. Zum Beispiel in Preßburg, da gab es damals schon sehr viele Sowjets. Und da stiegen wir in den Eisenbahnwagen ein und deckten uns mit allem möglichen zu, weil das Gerücht umging, daß die Sowjets die jüngeren Frauen alle vergewaltigten. So daß wir uns in dem Gepäck versteckten. Und dann kamen wir nach Hause.

Wir fanden hier niemanden vor. Von unserer Familie. Die beiden Frauen, Frau Szabó und Frau Sztehlo, fanden ihre Mutter noch lebend vor. Sie waren eine große Familie gewesen, und auch von den Geschwistern waren einige am Leben geblieben. Aber die hatten in Budapest gewohnt. Und deswegen fanden sie einige ihrer Familienangehörigen noch lebend vor. Als Frau Lukács, die Sie am Sonntag dann besuchen werden, nach Hause kam, waren ihre Eltern noch am Leben.

Orth: Und das waren dann vor allen Dingen Leute, die gar nicht in ein Lager deportiert worden sind, sondern die die ganze Zeit in Budapest bleiben konnten?

F.: Ja, die waren in Budapest. Aber auch das war schrecklich

gewesen, denn einige von ihnen waren zur Donau geführt und in die Donau hineingeschossen worden. Nachdem die Pfeilkreuzler unter Szálasi die Macht übernommen hatten. Auch unter ihnen sind sehr viele gestorben. Und einige haben überlebt. Insgesamt sind aus Budapest mehr am Leben geblieben als aus der Provinz, denn von denen sind kaum welche nach Hause gekommen. Von unseren Verwandten aus der Provinz hat niemand überlebt.

Orth: Und wie ging das dann für Sie persönlich weiter? Haben Sie sofort wieder arbeiten müssen, oder hatten Sie erst einmal Zeit, sich zu erholen?

F.: Nein. Ich ging zurück zu den Vereinigten Glühlampenfabriken, und dort begann ich zu arbeiten. Nach wenigen Tagen. In diesem Haus wohnten andere Leute, als wir nach Hause kamen. Aber die zogen hier aus, als wir nach Hause kamen. Wir hatten also ein Dach über dem Kopf, aber mehr auch nicht, wir hatten weder Möbel noch sonst etwas, aber wir konnten wenigstens hier wohnen. Dann fingen wir beide, meine Schwester und ich, an zu arbeiten. Wir bekamen die eine oder andere Sache geschenkt. Einige der Nachbarn hatten ein paar von unseren Sachen für uns aufbewahrt, und die gaben sie uns dann zurück. Es gab auch schon eine gewisse Hilfe von den Amerikanern, dieses "joint"-Programm, also einen Hilfsdienst, der uns ein paar Sachen zur Verfügung stellte. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß wir dort hingegangen wären. Man konnte von dort Kleidung und Lebensmittel bekommen. Aber da wir arbeiteten, war unsere Not nicht so groß.

Orth: Haben Sie denn später dann geheiratet oder sind Sie ledig geblieben?

F.: Ja, ich habe geheiratet. Das ist wieder eine ganz andere Geschichte. Der junge Mann, von dem ich diesen Ring bekommen hatte, war, als wir nach Hause kamen, schon andere Verpflichtungen eingegangen. Und er verließ dann auch das Land. Sie gingen zuerst von hier nach Israel, seine Familie und er, und später nach Kanada. Sehr lange habe ich dann nicht geheiratet. Ich war so enttäuscht, daß ich genug hatte. 1953 habe ich geheiratet. Mein Mann war Nichtjude. Er war Berufssoldat, und wir lebten sehr gut, aber leider ist er 1972, also vor zwanzig Jahren, gestorben. Ich habe einen Sohn, der auch schon verheiratet ist, und ich habe zwei Enkelkinder. 1985 meldete der junge Mann, der die große Liebe meiner Jugend gewesen war, sich aus Kanada. Wir wohnten immer noch hier, so daß uns der Brief, den er an diese

Adresse geschickt hatte, erreichte. Ich antwortete ihm. Damals lebte ich schon seit 13 Jahren allein. Dann kam er hierher. Und seitdem ist er jedes Jahr hier gewesen. Und letztes Jahr war ich sechs Wochen lang in Kanada, so daß diese Freundschaft erneut zum Leben erweckt wurde. Auch er ist jetzt allein. Er hat einen Sohn und Enkelkinder. Und die leben dort. Während meine Familie hier lebt. Und so treffen wir uns eben. Jetzt war er zwei Monate hier. Im Winter, zu Weihnachten war er also zwei Monate hier. Und dann ist er zurückgefahren. Und wenn es die Umstände erlauben, dann kommt er wieder. Als wir uns wiedertrafen, da begann ich von neuem, diesen Ring zu tragen.

Orth: Und Ihr Sohn lebt auch in Budapest?

F.: Ja, er wohnt hier in Budapest. Leider ist er im Begriff, mit seiner Familie in die Provinz zu ziehen. Er beschäftigt sich mit Naturheilkunde. Und sie wollen nach Westungarn ziehen, in die Nähe der österreichischen Grenze. Wie das werden wird, das weiß ich nicht. Die politische Lage hier in Ungarn ist nicht beruhigend. Ich war schon immer linksorientiert und bin es auch geblieben. Auch das ist heute nicht unbedingt von Vorteil. Und daß jemand Jude oder Jüdin ist, das auch nicht. Deswegen mache ich mir Sorgen um die Kinder. Denn mein Sohn ist Halbjude, meine Enkel sind Vierteljuden. Und ich weiß nicht, ob das noch einmal passieren wird, was mit uns geschehen ist. Wir dachten uns, daß wir in Ruhe alt werden würden. Aber jetzt ist es weder leicht noch friedlich. Das wissen Sie sicher, was es hier für eine Inflation gibt, und daß die wirtschaftliche Lage außergewöhnlich schlecht ist. Wer berufstätig ist, der kann arbeiten, um mit der Inflation Schritt zu halten. Aber die Renten, die hinken hinterher.

Orth: Aber Sie sind Rentnerin?

F.: Ja. Früher konnte ich daneben noch so ein bißchen arbeiten. Aber jetzt ist es erst recht sehr schwer geworden. Aber das ist nicht nur mein Problem, das geht den anderen genauso.

Vielleicht wäre es besser, wenn Sie die Fragen stellen würden, wenn Sie noch welche haben.

Orth: Ich würde vorschlagen, daß wir vielleicht jetzt aufhören, und daß wir, wenn Ihnen das recht ist, morgen früh noch mal wiederkommen.

(Organisatorisches und Allgemeines)

Orth: Aber der Ausländerhaß taucht hier in Verbindung mit Antisemitismus auch auf?

F.: Ja, natürlich. Offiziell gibt es jetzt hier keinerlei Antisemitismus, aber ansonsten schon.

Orth: Und wie äußert sich das?

F.: Es gibt Leute, die zum Beispiel Friedhöfe oder Synagogen schänden. Und wenn jemand sehr jüdisch aussieht, dann kann es vorkommen, daß der verprügelt wird.

Orth: Sind Sie selbst denn auch schon bedroht worden?

F.: Ich bin nicht bedroht worden, weil man mir wohl weniger ansieht, daß ich Jüdin bin. Aber es ist zum Beispiel vorgekommen, daß mir gegenüber jemand angefangen hat, auf die Juden zu schimpfen, ohne zu wissen, daß ich selbst Jüdin bin.

(Unterbrechung)

Frage: (Haben Sie noch Verbindung miteinander?)

F.: Zu der Frau nicht mehr. Wir haben uns einmal gestritten, und sie ist eine sehr leidenschaftliche Persönlichkeit. Sie hat mir ein Telegramm geschickt, daß zwischen uns alles aus sei. Und dabei ist es geblieben. Aber das ist schon mehr als 20 Jahre her. So daß ich über ihren Sohn erfahre, wie es ihr geht.

Orth: Ja, dann möchte ich mich jetzt auf jeden Fall ganz herzlich bedanken für das Gespräch.

F.: Keine Ursache. Ich hoffe, daß ich Ihnen behilflich sein konnte.

Orth: Ja, das haben Sie auf jeden Fall.

F.: Dann werden wir uns morgen treffen.

Ende des Interviews am 6.3.92

Beginn des Interviews am 7.3.92

Gespräch mit Zsuzsa D. Faragó am 7.3.1992 in Budapest

F.: Es ist im Menschen drin, daß man über die schrecklichen Dinge von sich aus nicht gerne spricht, und als wir nach Hause kamen, sprach ich nicht viel über diese Dinge. Aber wenn ich es doch einmal tat, war die Reaktion entweder, das könne doch gar nicht wahr sein - übrigens gibt es auch heute solche politischen Auffassungen, bei der Rechten, die behaupten, das alles sei gar nicht wahr gewesen -, oder aber man sagte uns, so schrecklich könne das gar nicht gewesen sein, denn wenn das wirklich so schrecklich gewesen wäre, hätte es keine Überlebenden gegeben. Ich wollte Ihnen damit nur sagen, daß der Mensch von sich aus - oder jedenfalls ich von mir aus - ich meine nicht die Grausamkeiten, denn über die bin ich meistens hinweggegangen, denn in Wirklichkeit ergab das alles ein viel dunkleres Bild.

(Unterbrechung)

F.: Sie wollten etwas fragen?

Orth: Ja. Zum einen wollte ich gerade noch fragen, was Sie eben erzählten: Hatten Sie denn überhaupt die Möglichkeit, nach dem Zurückkommen nach Budapest mit jemandem über die Haftzeit zu sprechen?

F.: Eigentlich hätte ich das tun können. Aber das war damals so eine Welt, daß alle irgendwie gelitten hatten. Diejenigen, die hier in Budapest gewesen waren und die Belagerung mitgemacht hatten - und hiermit meine ich die Budapester Bevölkerung, unabhängig von der Religion - auch die hatten gelitten, auch für die war es schwer gewesen. Und wenn ich anfing, zu erzählen, dann hieß es, ja und wir, wir mußten hier monatelang bloß Bohnen essen. Und sie hatten Pferdefleisch gegessen, und während der Belagerung waren ihnen die Häuser zerschossen worden. Also jeder hatte so seine Probleme. Und die Menschen sind nun mal so, daß jeder seine eigenen Probleme am stärksten empfindet. So daß ich dann den Entschluß faßte, daß ich jetzt lieber schweigen werde. Zuerst hatte ich mit dem Gedanken gespielt, das alles niederzuschreiben. Aber es gibt bereits eine sehr umfangreiche Lagerliteratur, sehr viele Leute haben darüber geschrieben, und da dachte ich mir, das ist überflüssig. Also man hat schon sehr

viel darüber gesagt.

Orth: Und hatten Sie denn bei denen, die nicht zuhören wollten hier in Budapest, den Eindruck, daß das auch ein schlechtes Gewissen sei auf Grund des eigenen Antisemitismus dieser Menschen?

F.: Ich glaube nicht. Nein. Diejenigen, die keine Antisemiten gewesen waren, bemühten sich im allgemeinen zu helfen. Wenn sie auch mit nichts anderem helfen konnten, dann wenigstens damit, daß sie zum Beispiel über das Unglück anderer nicht lachten. Aber diejenigen, die Antisemiten waren, die sind auch nicht davon geheilt worden. Denn so etwas hat sehr tiefe Wurzeln. Heute wird hier bei uns sehr viel darüber gesprochen. Es wird versucht, das Problem an seiner Wurzel zu packen. Und später wird sich zeigen, was daraus wird.

Orth: Aber es war nach 1945, also nach der Befreiung so, daß der Antisemitismus hier auch stark war?

F.: Damals konnte man das nicht spüren. Sehr viele der Juden schlossen sich deswegen der Linken an, weil sie das Gefühl hatten, dort gäbe es keine Unterscheidungen. Später zeigte sich dann, daß es sehr wohl welche gab. Bekannter sind die Ereignisse in der Sowjetunion, der dortige Ärzteprozeß und ähnliches. Dort gab es so einen Schauprozeß gegen jüdische Ärzte, von dem sehr viele Menschen betroffen waren, ich weiß nicht, wie gut Sie darüber informiert sind. Aber hier gab es damals so etwas nicht. Wir glaubten, daß die Sowjets durch ihren Vorstoß und dadurch, daß sie dafür gesorgt hatten, daß keine Zeit mehr blieb, um alle Lagerinsassen zu vernichten, uns eigentlich das Leben gerettet hatten. Und dementsprechend stellten sich sehr viele Leute auf die Seite der Sowjets. Damals konnte man überhaupt nichts von irgendwelchem Antisemitismus spüren. Später stellte sich heraus, daß es ihn latent doch gab. Viele Leute konnten sich nicht so entfalten, wie es vielleicht ihren Fähigkeiten entsprochen hätte. Aber das war alles nicht offiziell. Denn offiziell, von Seiten des Staates gab es keinerlei Antisemitismus. Später konnte man sich natürlich fragen, warum jemandem hier und da Steine in den Weg gelegt worden waren, und ob das nun daran lag, daß er Jude war, oder ob es dafür andere Gründe gab. Daß so viel über Antisemitismus geredet und geschrieben wurde wie heute, so etwas gab es nur irgendwann in den vierziger Jahren.

Orth: Hatten Sie denn selber auch Schwierigkeiten in Ihrem beruflichen oder persönlichen Werdegang, was unter Umständen mit Antisemitismus zu tun haben kann?

F.: Es ist sehr schwer, das im nachhinein festzustellen. Ich spürte, daß es für mich gewisse Begrenzungen gab, und verstand nicht, warum das so war. Aber es ist sehr schwer festzustellen, ob das nun daran gelegen hat, daß ich irgendjemandem persönlich unsympathisch war, oder ob das Antisemitismus war.

Orth: Und haben Sie denn Ihr Judentum sehr offensiv gelebt, also anderen zum Beispiel mitgeteilt, daß Sie Jüdin sind, oder haben Sie das eher versteckt?

F.: In den vierziger Jahren, da gab es die Judengesetze, da konnte man so etwas nicht verstecken. Danach hatte das eigentlich keinen Sinn. In diesen Ländern, also in den sozialistischen Ländern wurde über Religion nur sehr wenig gesprochen. Alle Religion wurde zurückgedrängt. Also der Katholizismus, der Protestantismus, alle Religionen wurden zurückgedrängt. So daß darüber hier eigentlich nicht geredet wurde. Ich habe erwähnt, daß mein Mann katholisch war. Und über religiöse Fragen wurde ganz einfach nicht geredet. Und auf gesellschaftlicher Ebene war das genauso, man sprach einfach nicht darüber. Natürlich, diejenigen, die innerlich sehr stark religiös waren, die haben all dies sicherlich anders erlebt. Ich habe immer das menschliche Verhalten, das rechtschaffene Leben als wichtig erachtet. Das war für mich wichtig, und nicht irgendwelche religiösen Äußerlichkeiten oder Verhaltensauffälligkeiten. Ansonsten bin ich davon überzeugt, wenn die Menschheit alle zehn Gebote einhalten würde, dann gäbe es überhaupt keine Probleme auf der Welt.

Orth: Und welche Bedeutung hat das Judentum für Sie heute persönlich?

F.: Ich weiß, daß man in Israel versucht, den Judenstaat zu verwirklichen. Aber ich weiß auch, daß die Unterschiede auch dort zum Tragen kommen. Es reicht nicht, daß alle dieselbe Religion haben. Dort gibt es Leute aus allen Ländern Europas. Auch aus Afrika. Sehr viele Leute sind dorthin gegangen. Diese vielen verschiedenen Leute, diese vielen verschiedenen Kulturen, das mischt sich nur sehr schwer. Im Moment, ich weiß nicht, ob Sie das wissen, gehen die sowjetischen Juden in großer Zahl nach

Israel. Sehr viele siedeln jetzt über. Sie bekommen alle möglichen materiellen Vergünstigungen, aber sie sind doch unzufrieden. Also diejenigen, die rausgegangen sind, die haben, wie ich zumindest annehme, eine Wohnung, Arbeit und gewisse Perspektiven durchaus gehabt haben, und jetzt kommen sie dorthin, und auch wenn man ihnen hilft, bekommen sie doch nicht all das wieder, was sie hatten. Dieser Bekannte von mir, der dort draußen lebt, und mit dem ich korrespondiere, hat mir geschrieben, daß sie dort sehr unzufrieden sind. Daß die Leute alle die gleiche Religion haben, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Leute doch alle unterschiedlichen Kulturen angehören. Ich bin der Meinung, da ich nie so religiös gewesen bin, daß sich die Leute nicht in erster Linie durch ihre Religion voneinander unterscheiden, sondern durch sehr viele andere Dinge. Auch hier bei uns gibt es jetzt diese Unterschiede zwischen den Rechten und den Linken, die nach meiner Einschätzung schärfer sind als die religiösen Unterschiede. Das ist meine persönliche Meinung, versteht sich.

Orth: Das heißt, Sie fühlen sich auch eher als Ungarin oder als Jüdin?

F.: Als Ungarin. Trotz allem als Ungarin. Wenn das nicht so gewesen wäre, dann wäre ich weggegangen, dann wäre ich nicht hiergeblieben.

Orth: Und dieses Gefühl, also Patriotismus, das erwähnten Sie ja gestern schon, das war in Ihrer Jugend auch schon sehr stark?

F.: Ja.

Orth: Hat sich das denn nach dem Kriege, als Sie wieder hierher kamen, verändert durch die Erfahrungen oder ist dieses Gefühl gleich geblieben?

F.: Jetzt empfinde ich das schon viel weniger. Aber das ist nicht in erster Linie auf die Lagererfahrungen zurückzuführen. Denn damals war ich jung. Und das sind nicht nur die Lagererfahrungen, sondern die vielen Dinge, die im Laufe der Zeit hier in Ungarn geschehen sind. Ich meine, die Menschen sollten in erster Linie Menschen sein, im Sinne eines humanen Wesens. Und diese Ungarntümelei, die jetzt für die Rechte hier in Ungarn charakteristisch ist, das steht mir persönlich sehr fern.

Orth: Und hatten Sie nach 45, als Sie zurückkamen, den Wunsch oder den Plan, einen Neuanfang zu beginnen, also - in bezug auf den Staat - den Wunsch, aufzubauen?

F.: Damals war hier alles neu. Man hatte es nicht mehr mit dem alten Staat zu tun, sondern mit einem ganz neuen. Und was diesen neuen Staat betraf, so sah es ziemlich lange so aus, als sei das etwas Gutes. Es gab hier in Ungarn sehr viele Kriegsschäden. Und natürlich auch in Deutschland. Es war also, wie man damals sagte, die Zeit des Wiederaufbaus. Und die Leute, vor allem die jungen Leute, hatten dadurch eine enorme Willenskraft. Und es sah so aus, als wenn sich auch alles zum Guten entwickeln würde. Ziemlich lange sah es so aus. Die Fehler, die gemacht worden waren, machten sich erst später bemerkbar.

Orth: Und haben Sie sich denn selbst an diesem Wiederaufbau, also im politischen Sinne, auch betätigt, über Ihre Gewerkschaftsarbeit hinaus?

F.: Nun, ich war Journalistin. Und in diesem Sinne ist auch das eine politische Arbeit. In dem Sinne bin ich auch politisch tätig gewesen. Ich war natürlich linksorientiert, und ich muß sagen, daß ich auch linksorientiert geblieben bin, auch wenn das heute ganz und gar kein Pluspunkt ist.

Orth: Wann haben Sie angefangen, als Journalistin zu arbeiten?

F.: Natürlich erst nach 45. Im Jahre 49. Da habe ich angefangen zu arbeiten, und jetzt bin ich seit 5 Jahren Rentnerin. Ich habe bei vielen verschiedenen Blättern gearbeitet. Bei Tageszeitungen, bei Firmenblättern von Industriebetrieben. Jetzt arbeite ich sehr wenig, was auch mit den politischen Veränderungen zusammenhängt. Genauso wie man nach 1945 angefangen hat, die Leute des alten Regimes auszutauschen, genauso ist es jetzt auch.

Orth: Aber wenn ich das gestern richtig verstanden habe, dann fingen Sie, direkt als Sie wiederkamen, erst wieder an, in der Glühlampenfabrik zu arbeiten?

F.: Ja.

Orth: Und wie sind Sie dann dazu gekommen, als Journalistin zu arbeiten?

F.: In der Fabrik gab es etwas, was mir nicht gefiel. Man wollte jemanden zur Schulung schicken, der ein Trinker war. Und ich sagte, das sei nicht richtig, aber ich konnte die Verantwortlichen nicht davon überzeugen. Und da habe ich mich so darüber geärgert, daß ich vor Wut an eine Zeitung geschrieben habe. Ich hab das der Zeitung geschrieben, und dann wurde ich in die Redaktion gebeten. Und dort wurde ich dann zur Praktikantin. Dann studierte ich an der Budapest Eötvös Loránd-Universität an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät Ungarische Sprache und Literatur. Ich bin nie als Lehrerin tätig gewesen, sondern habe bis zum Schluß als Journalistin gearbeitet.

Orth: Und in welchen Bereichen haben Sie da vor allen Dingen gearbeitet?

F.: Mit Ausnahme von Kunst und Kultur - mit Sport und Kultur habe ich mich nicht beschäftigt - aber über alles andere habe ich schon geschrieben: das gesellschaftliche Leben, Politik, Industrie.

Orth: Und Sie erzählten gestern, daß Sie als Jugendliche bereits in die Gewerkschaft eingetreten sind. Hat sich das nach dem Krieg dann fortgesetzt, haben Sie dort weiter gearbeitet?

F.: Ich war Mitglied der Gewerkschaft, aber große Arbeit habe ich dort nicht geleistet. Ich weiß nicht, unter welchem Namen Sie die damalige Kommunistische Partei kennen. Also dort war ich Mitglied. Sie hieß MKP und MDP und MSzMP.

Orth: Aber Sie waren damals Mitglied der KP gewesen?

F.: Ja. Als wir nach Hause kamen, da war das die Kommunistische Partei. Das war immer dieselbe Partei. Sie hieß dann Ungarische Arbeiterpartei und noch später Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei.

Orth: Ja. Und Sie waren dort Mitglied, oder haben Sie dort auch weiterführende Arbeit geleistet?

F.: Ich habe in dem Maße, wie das mit meinem Beruf verbunden war, an der Parteiarbeit teilgenommen. Aber ein Parteiamt habe ich nie innegehabt.

Orth: Und Sie sind auch nach wie vor Mitglied der Partei?

F.: Ja.

Orth: Und das ist sicherlich sehr schwer im Moment, auf Grund der politischen Veränderungen in Ungarn, überhaupt Mitglied in der Partei zu sein?

F.: Jetzt gibt es sehr viele Parteien. Und die Linksparteien sind ziemlich in die Opposition gedrängt worden. So daß diejenigen, die nicht aktiv in der Politik involviert sind, also keine Ämter innehaben, nicht sehr viel machen.

Orth: Und hatten Sie denn die Möglichkeit, auch auf Entwicklungen innerhalb - ich weiß nicht, ob es Ortsverbände gab, oder zumindest in dem Bereich, wo Sie Mitglied waren, Einfluß zu nehmen auf die Politik?

F.: Es gab solche Orts- und Bezirksverbände, aber auf diesem Gebiet bin ich nicht tätig gewesen. Ich saß nur ganz unten.

Orth: Aber Sie haben sicherlich mit Ihren Freunden auch viel diskutiert über die politische Entwicklung, also über 1956 zum Beispiel?

F.: Ja, natürlich.

Orth: Ja. Ja, wenn ich darf, würde ich auch gern noch ein paar Fragen zu der Zeit im Konzentrationslager stellen. Denn für uns ist es ja von besonderer Bedeutung, auch über die Lager etwas zu erfahren, die zu Neuengamme gehörten, also über Porta und Fallersleben und Salzwedel. Und ich würde eigentlich gern noch mal zu dem Punkt zurückkommen, als Sie von Reichenbach nach Fallersleben kamen. Habe ich das richtig verstanden, daß Sie zunächst zu Fuß von Reichenbach losgegangen sind, um dann mit dem Zug weiterzufahren.

F.: Ja.

Orth: Und sind Sie dort mit diesem Zug direkt in dieses Lager gekommen, oder gab es da in diesem Dorf Porta einen Bahnhof, oder wie ging das überhaupt vor sich?

F.: Jetzt geht es um Porta?

Orth: Ja.

F.: Nein. Wenn ich mich richtig erinnere, ist in Porta die Stadt irgendwo unten. Und wir waren oben auf einem der Berge. Das heißt, der Zug fuhr also nach Porta, und von dort ging es zu Fuß weiter. Denn dort, wo sich das Lager befand, dort befand sich außer dem Lager überhaupt nichts. Das Lager war von der Stadt weit weg.

Orth: Und auf dem Weg zu den Arbeitsstellen sind Sie dann durch diese Stadt gekommen oder ging der Weg draußen vorbei?

F.: Nein. In Reichenbach schon. Aber hier nicht. Die Stadt war sehr weit entfernt. Nur einmal sahen wir die Stadt, nämlich als wir dort eintrafen, und sonst überhaupt nicht.

Orth: Wußten Sie denn zu diesem Zeitpunkt den Namen dieser Stadt, oder haben Sie das erst später erfahren?

F.: Daran erinnere ich mich nicht mehr.

Orth: Wissen Sie das denn noch, ob man Ihnen bei jedem Transport mitteilte, wohin dieser Transport gehen sollte, oder war das jeweils eine Fahrt ins Ungewisse?

F.: Die meisten wußten es nicht. Es gab immer irgend jemanden, der irgend etwas wußte, und das wurde weitergegeben. Das hing sicherlich damit zusammen, daß die Betreffenden, wenn sie Deutsch verstanden, vielleicht mehr Informationen hatten.

Orth: Und Sie sagten ja gestern auch, daß Ihre Schwester Deutsch sprach. Hat Ihnen das auch geholfen, also mit Ihrer Schwester zu reden, weil sie mehr verstanden hat?

F.: Damals half uns das noch nicht. Nach unserer Befreiung, als wir uns schon freier bewegen konnten, da war das eine sehr große Hilfe. Da hat uns das viel geholfen.

Orth: Aber Sie erwähnten das gestern ja auch, daß es eine große Hilfe sein konnte gegenüber der SS, die Sie ja auch immer in deutscher Sprache ansprach.

F.: Das war aber nicht so, daß irgend jemand sich mit den SS-

Leuten unterhalten hätte. Das war eine Überwachung, und zwar eine sehr grausame Art der Überwachung. Das heißt, daß es nicht zur Tagesordnung gehörte, daß irgend jemand sich mit irgend jemandem unterhalten hätte. Also es tauchten dort auch Soldaten der Wehrmacht auf. Die waren humaner. Und wenn zufällig jemand auftauchte, der zum Beispiel hier aus Ungarn geholt worden war und auch Ungarisch sprach, dann konnte es vorkommen, daß es zu einer gewissen Kommunikation kam. Aber das war so eine Sache. Es waren dort sehr viele Leute und einige wenige Aufseher, so daß es ein sehr großer Zufall sein mußte, wenn gerade neben einem jemand stand, der verstand, was gesprochen wurde. Ich möchte noch einmal betonen, daß wir überhaupt nicht als Menschen angesehen wurden und dementsprechend mit uns auch nicht kommuniziert werden konnte.

Orth: Und diese Wehrmachtsangehörigen, die waren in Porta Ihre Bewacher?

F.: Daran erinnere ich mich nicht mehr. Aber von Zeit zu Zeit tauchten welche auf. Und dann freuten wir uns immer darüber.

Orth: Weil die freundlicher waren?

F.: Ja. Also die waren nicht ganz so grausam. Wie soll ich sagen? Sie haben nicht ohne Grund geprügelt.

Orth: Aber das war bei den SS-Leuten die Regel?

F.: Ja. Wahrscheinlich wurden die Leute danach ausgesucht.

Orth: Und ist das ein Unterschied gewesen, ob man von SS-Frauen oder von SS-Männern bewacht wurde?

F.: Die SS-Frauen waren noch schlimmer. Sie waren eine Stufe schlimmer, sofern das überhaupt noch geht.

Orth: Ja. Also die haben eher geschlagen, oder woran machte sich das fest?

F.: Ich glaube, aber das ist nur meine persönliche Vorstellung: die SS-Soldaten waren ganz offensichtlich einberufen worden. Während die Frauen, die so etwas übernahmen, das freiwillig machten. Das heißt, wenn jemand so etwas freiwillig macht... dann spricht das nicht für die Betreffende.

Orth: Und in Porta, das waren Männer oder Frauen, die Sie da bewacht haben?

F.: In den Frauenlagern waren es im allgemeinen Frauen. Aber es gab auch Männer. Sowohl als auch.

Orth: Aber die waren dann in der Regel außerhalb des Lagers untergebracht?

F.: Nicht außerhalb des Lagers, aber in einem anderen Gebäude. Wie es dort ausgesehen hat, das können wir natürlich nicht wissen.

Orth: Also es gab auch nicht Häftlinge, die dort zum Beispiel saubermachen mußten oder für die SS-Leute Wäsche waschen mußten oder ähnliches?

F.: Es mag sein, daß es so etwas gegeben hat, aber ich gehörte nicht dazu und weiß auch nichts Genaues darüber.

Orth: Das heißt, man hatte mit der SS eigentlich relativ wenig zu tun, die waren als Postenkette irgendwo, aber in der Regel wurde man von Kapos beaufsichtigt?

F.: Ja.

Orth: Und hatte man denn einen, oder wußte man, wie irgend jemand zum Kapo gemacht wurde? Wie ging das vor sich?

F.: Nein. Ganz offensichtlich ging das so, daß sich jemand freiwillig meldete.

Orth: Und das war aber niemand, den Sie kannten oder aus der Gruppe dieser 32 Frauen, mit denen Sie ja vor allem zusammen waren?

F.: Nein!

Orth: Und in den letzten Kriegstagen, als man merkte, daß sich der Krieg dem Ende nähert, auch als er schon zu Ende war, was ist dann mit diesen Kapos passiert? Ist es vorgekommen, daß sich die Häftlinge gerächt haben an diesen Menschen?

F.: Nein. So etwas ist mir nicht bekannt. Ich weiß, was ich auch gestern erwähnt habe, daß in Salzwedel die Aufseherinnen abgehauen sind, daß sie von den Häftlingen Kleidung genommen haben.

Orth: Ja. Und das gab es auch nicht, daß die Amerikaner die Kapos erst mal gefangengenommen haben, oder haben die sich darum überhaupt nicht gekümmert?

F.: Das weiß ich nicht.

Orth: Vielleicht können wir noch mal zu Porta zurückkommen. Sie erzählten gestern, daß die Fabrik in diesem Bergwerk unten drin war.

F.: Ja, Philips.

Orth: Und können Sie sich noch erinnern, was dort genau hergestellt werden sollte, zu welcher Arbeit Sie dort hingebbracht wurden?

F.: Sofern wir das sehen konnten, erschien es uns so, daß dort entweder Radioröhren oder Glühbirnen hergestellt werden sollten. Die Einrichtung deutete jedenfalls auf so etwas hin. Aber die Fabrik war noch nicht ganz eingerichtet, das habe ich Ihnen erzählt, so daß eine Produktion dort gar nicht stattfand.

Orth: Ja. Sie sagten ja gestern auch, daß Sie dort in erster Linie zu Aufräumarbeiten oder zum Putzen eingesetzt waren. Hatte das denn noch irgendeinen Sinn, also hat man Ihnen erklärt, warum Sie das machen sollten oder mußten?

F.: Uns wurde überhaupt nichts erklärt. Wir wurden nicht als Menschen betrachtet, wir galten nicht als wichtig, und dementsprechend machte sich auch niemand die Mühe, uns irgendetwas zu erklären. Es mag sein, daß unseren AufseherInnen irgendetwas erzählt worden war, aber das drang nicht bis zu uns durch.

(Pause)

Orth: Und in diesem Lager Porta, das sagten Sie ja gestern auch, waren auch andere Frauen, als Sie dort ankamen. Können Sie sich daran erinnern, aus welchen Ländern diese Frauen kamen?

F.: Daran erinnere ich mich nicht mehr.

Orth: War es denn in dieser Zeit im Lager überhaupt möglich, Interesse für andere Personen aufzubringen, also Kontakt zu anderen zu schließen?

F.: Nein. Eigentlich gab es nirgendwo solche Möglichkeiten. Lediglich in Reichenbach, wo wir dort mit den Holländerinnen zusammengearbeitet hatten. Nur damals hatten wir eine solche Möglichkeit, sonst nicht. Die verschiedenen Teile des Lagers waren voneinander getrennt. Mit anderen Worten, als die Leute von der Arbeit zurückkamen, wurden sie abgezählt, und dann mußten sie ins Gebäude hineingehen

(Cassette III, Seite 2:)

Orth: Sie waren gerade dabei zu erzählen, was Ihnen noch eingefallen war gestern.

F.: Ach ja, daß wir dauernd übers Essen geredet haben. Und dann fiel einer von uns ein, daß sie irgendwann dieses oder jenes zu essen bekommen hatte. Und daß ihr das damals zuviel gewesen war und sie ihren Teller nicht leergegessen hatte, und was das doch für eine Verschwendug gewesen sei. Und wessen Mutter zu Hause wie gekocht hatte und was es dort zu essen gegeben hatte. Und wir sprachen auch sehr viel darüber, wenn wir am Leben bleiben und wenn wir noch einmal freie Menschen sein werden, dann reichen zwei Kleidungsstücke: das eine, was man gerade anhat, und das andere, was man gerade nicht anhat. Und daß man die Sachen nicht sammeln wird. Und natürlich wird man immer seinen Teller leeressen. Dieses Brot, was man uns gab, und was wir so schneiden mußten, bedeutete wirklich das Leben für uns, und es wurde genau abgemessen. Mit einem Bindfaden wurde gemessen, damit jede ein gleich großes Stück bekam. Und später haben wir noch oft darüber gesprochen, wie man das Brot am besten schneidet. Die Holländerinnen, mit denen wir zusammen waren, die waren in der Lage, unglaublich dünne Brotscheiben zu schneiden. Das waren so haardünne Scheiben, daß wir noch sehr lange diesen Begriff beibehalten haben und sagten, wir essen "eine holländische Scheibe Brot".

Orth: Und Sie waren dann in dieser ganzen Zeit, also auch in Porta und den anderen Lagern, vor allen Dingen mit diesen fünf Frauen zusammen?

F.: Ja. Wir waren immer mit denen zusammen. Zwei von denen waren auch Geschwister, Klári Neumann, also Frau Sztehlo, und Frau Szabó, die Ilona. Und dann war noch eine junge Frau dort, die dann 1956 von hier verschwunden ist. Und bis dahin hatten wir noch Kontakt.

Orth: Sie ist einfach verschwunden?

F.: Ja. 1956 sind sehr viele Leute ausgewandert. Leider sind auch viele gestorben. Sie hat sich danach nicht mehr gemeldet, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Und später, als die Schwester von Frau Papp starb - denn auch sie waren zu zweit -, damals beschlossen wir, daß wir uns jedes Jahr einmal treffen werden. Und das haben wir dann auch getan.

Orth: Und man hat dann auch immer stark drauf geachtet, daß man zu fünf blieb, wenn es auf Transport ging oder in eine andere Baracke?

F.: Wir waren immer zusammen, von dem Zeitpunkt an, als diese 32 Leute ausgewählt wurden. Und dann waren wir immer zusammen. So etwas gab es nur in Auschwitz, als dauernd Leute ausgesucht wurden und diejenigen, die nicht arbeitsfähig erschienen, ins Vernichtungslager kamen.

Orth: Ja. Und mit diesen fünf Frauen, da gab es auch Gespräche, haben Sie vorhin erzählt. Gab es auch Hilfe und Solidarität, wenn es einer der Frauen schlecht ging, oder hat sich das auch auf Frauen bezogen, die aus dieser Fünfergruppe rausfielen?

F.: Natürlich. Man hat sich gegenseitig geholfen.

Orth: In dieser Fünfergruppe, oder ging Hilfe auch darüber hinaus, also gegenüber anderen Frauen?

F.: Ja, auch anderen hat man geholfen.

Orth: Ja. Sie haben gestern auch viel darüber gesprochen, daß Sie das als besonders schlimm empfanden, daß die SS versuchte, die Menschenwürde zu degradieren oder die Menschen zu Tieren zu degradieren. Und war es möglich, innerhalb dieser Gruppe oder alleine auch Widerstand dagegen zu entwickeln, sich dagegen zu wehren?

F.: Ich weiß nicht, was Sie unter Widerstand verstehen. In seiner eigenen Seele, ganz innen drin oder sonst, auf irgendeine andere Art. Denn für äußereren Widerstand gab es überhaupt keine Möglichkeiten. Wer das versuchte, der konnte auch gleich Selbstmord begehen.

Orth: Nein, ich meine auch eher diesen inneren Widerstand, also eine innere Kraft, dem zu widerstehen.

F.: Das mußte jeder für sich selbst entwickeln. Ich glaube, das gab es in jedem, diesen Gedanken, vielleicht bleibe ich am Leben, und vielleicht werde ich meine Familie wiedersehen.

Orth: Aber man konnte sich auch - über Gespräche oder indem man sich in den Arm nahm - gegenseitig trösten?

F.: Ja. Gerade in unserer Fünfergruppe, wenn wir zum Appell antraten, waren die erste und die letzte von uns in der schlechtesten Situation. Denn Kleidung hatten wir kaum, es war kalt, man mußte stundenlang dort stehen, und man hat sich gegenseitig gewärmt. Denn die erste wurde nur von hinten gewärmt, und die letzte hatte einen freien Rücken. Und daß heißt, daß diejenige, die gerade am schwächsten war, nach innen gestellt wurde. Auch das war eine Art der Hilfe.

Orth: Und die SS hat ja auch versucht, die Menschenwürde zu zerstören, indem sie den Häftlingen verschiedene Winkel zugewiesen hat. Gab es das in diesen Frauenlagern auch, daß Häftlinge mit roten und mit grünen Winkeln ausgestattet wurden?

F.: Ja, so etwas hat es gegeben. Es gab die politischen Häftlinge, die hatten ein anderes Zeichen, ich glaube, die hatten ein Dreieck. Bei den Jüdinnen war es so ein dicker Streifen auf dem Rücken. Ich glaube, das hatte man sich ausgedacht, damit die Leute nicht flohen, aber das konnten sie sowieso nicht. Diejenigen, die schon seit längerer Zeit dort gewesen waren, also die Kapos, die hatten solche gestreifte Häftlingskleidung. Auch die war gekennzeichnet. Aber das war eine Art Uniform mit einer Mütze dazu.

Orth: Und erinnern Sie sich auch an besondere Vorkommnisse zwischen Häftlingen, die zum Beispiel einen roten Winkel trugen, gegenüber solchen, die einen grünen hatten?

F.: Nein. Das alles wurde davon bestimmt, daß wir sehr viele waren. Das heißt, daß man am einen Ende der Baracke nicht unbedingt mitbekam, was am anderen Ende vor sich ging.

Orth: Und man hat Sie auch nicht besonders schlecht behandelt, weil Sie jüdische Häftlinge waren?

F.: Die verschiedenen Arten von Häftlingen waren nicht zusammen. Die jüdischen Häftlinge waren unter sich.

Höpp: In Ihrer Baracke waren nur Jüdinnen?

F.: Ja, nur. Die anderen waren woanders, und das war überall so. Die waren ganz woanders untergebracht, in ganz anderen Lagern. Die Politischen waren auch woanders, und die einfachen Kriminellen waren auch ganz woanders. Es war also nicht so, daß die alle miteinander vermischt gewesen wären. Diejenigen, die ich erwähnt habe, mit denen sind wir in Hannover zusammengetroffen, und das war natürlich schon nach der Befreiung. Die politischen Häftlinge wurden soviel ich weiß von vornherein woanders hingebracht. Die wurden nicht nach Auschwitz gebracht, sondern woandershin, vielleicht nach Buchenwald oder Mauthausen, glaube ich.

Orth: Ich würde noch gerne fragen, weil Sie diese ganze lange Zeit mit Frauen zusammen inhaftiert waren, ob es irgendwo in so einem Lager auch vorgekommen ist, daß eine schwangere Frau inhaftiert war oder dort ein Kind zur Welt bringen mußte.

F.: In Auschwitz, ja. Eine Frau, die schon, als sie dorthin gebracht wurde, schwanger war. Aber das Kind wurde ihr sofort weggenommen.

Orth: Ja. Aber in den späteren Lagern ist das nicht mehr vorgekommen?

F.: Wir hatten schon gar keine Gelegenheit mehr, mit Männern irgend etwas zu tun zu haben. Ich habe gestern erwähnt, daß der Nahrung irgend etwas beigemischt wurde, angeblich Brom. Und die Funktion der weiblichen Hormone hörte daraufhin ganz auf.

Orth: Und das heißt, es ist auch nicht vorgekommen, daß es sexuelle Übergriffe von SS-Männern auf Häftlingsfrauen gab?

F.: So etwas ist mir nicht bekannt. Das weiß ich nicht. Noch in Auschwitz wurden einige in so ein Revier gebracht, und mit denen wurden schreckliche Dinge gemacht. Aber das konnte man nicht von den Überlebenden erfahren, weil es gar keine Überlebenden gab. Vielleicht diejenigen, die dort als Ärzte gearbeitet hatten, die haben vielleicht später darüber berichtet.

Orth: Also Sie meinen medizinische Versuche?

F.: Ja. Aber zu diesem Bereich gibt es sehr viel Literatur. Aber das sprach sich auch unter den Häftlingen herum: Ja nicht krank werden, denn aus dem Revier kommt keiner zurück.

Orth: Und Sie sind auch in dieser Zeit nicht einmal krank gewesen?

F.: Dann wäre ich jetzt nicht hier.

Orth: Aber Sie sagten gestern auch, es gab in den meisten Lagern auch eine Art von Revier oder Krankenbau?

F.: Ja, aber medizinische Experimente hat es soviel ich weiß nur in Auschwitz gegeben. Das heißt, in den Lagern, wo schon gearbeitet wurde, dort wurden wir als Produktionskräfte angesehen, und aus dieser Sicht befaßte man sich mit uns. Dort wurden keine Experimente gemacht, sondern wir sollten arbeiten, solange wir nur konnten.

Orth: Und als Sie dann von Porta nach Fallersleben kamen, erinnern Sie sich noch daran, ob da dieses ganze Lager evakuiert wurde oder ob nur eine bestimmte Gruppe herausgegriffen wurde?

F.: Ich weiß es nicht genau, aber ich glaube, alle wurden aus Porta wegtransportiert. Das war im April 45 oder im März, jedenfalls im Frühling. Damals gab es auch schon die Westfront, also die Engländer und die Amerikaner, und die kamen von der einen Seite und die Russen von der anderen, so daß man immer mehr zusammengedrängt wurde. Und man konnte das auch spüren, daß das Ganze nicht mehr ganz planmäßig abließ, sondern daß es sich um Reaktionen auf andere Ereignisse handelte.

Orth: Hat man denn überhaupt etwas mitbekommen von der militärischen Lage, über Gerüchte oder sonst irgendwie?

F.: Ja, darüber waren wir irgendwie immer informiert. Man nannte das WC-Nachrichten, denn dort gab es die Möglichkeit, mit den anderen zu reden, also mit Leuten, die keine direkten Bekannten waren, und die nicht in dieselbe Baracke gehörten wie man selbst, sondern in eine andere. So daß wir zum Beispiel auch noch erfuhren, wann die Belagerung von Budapest stattfand. Wir wußten auch von der Befreiung Budapests, das war im Januar irgendwann. Und wir waren so naiv, daß wir damals noch glaubten, wenn Budapest befreit ist, dann wird das hier auch bald vorbei sein. Aber man beschäftigte sich nicht gerade mit uns. So waren wir über die militärische Lage immer irgendwie informiert, zwar mit einiger Verspätung und nur in großen Zügen, aber irgendwie wußten wir es doch.

Orth: Hat sich denn in den letzten Kriegstagen das Verhalten der Aufseher geändert?

F.: Das waren eigentlich nicht die letzten Tage des Krieges, sondern die letzten Tage vor der Befreiung dieses Lagers, also als die Amerikaner sich dem Lager näherten. Damals wollten die Aufseher schon ihre eigene Haut retten und beschäftigten sich nicht mehr damit, was jetzt in dem Lager los war. Ich glaube, das habe ich Ihnen gestern schon gesagt, daß sich dort dann alles auflöste.

Orth: In Salzwedel dann?

F.: Ja, in Salzwedel.

Orth: Aber in Fallersleben, wo Sie vorher waren, da war ja eine ähnliche Situation. Denn Sie sagten, Sie hätten dort auch nicht mehr arbeiten müssen, sondern waren auch nur wenige Tage dort?

F.: Ja. Man konnte sehen, daß das ein Übergangsstadium war. Also man wußte, daß gar nicht vorgesehen war, daß wir lange dort bleiben sollten. Man kann sich vorstellen, daß die militärische Lage schon Einfluß darauf hatte, wo man uns überhaupt noch hinbringen konnte. Das habe ich gestern schon erwähnt, daß es auch einen Luftangriff gab, während wir transportiert wurden. Es mag sein, daß das auf die Absichten und das Verhalten auch Auswirkungen hatte.

Orth: Ja. Aber dieser Luftangriff, von dem Sie gestern sprachen,

das war ein Angriff auf einen Zugtransport, oder war das in einem Lager?

F.: Ja, das war ein Angriff auf den Zugtransport.

Orth: Also die Lager sind nicht bombardiert worden.

F.: Nein. Zumindest ist mir so etwas nicht bekannt. Die Lager, wo wir waren, sind nicht bombardiert worden.

Orth: Und in Fallersleben, sagten Sie gestern, daß Sie in einer ganz großen, in einer riesigen Fabrik untergebracht waren?

F.: Ja.

Orth: War das ein Lager, in dem auch schon andere Frauen waren? Oder wie sah das da aus, als Sie ankamen?

F.: Nein, wir sahen dort überhaupt keine Menschen. Das war eine riesengroße Fabrik, eine außergewöhnlich große Fabrik. Was mir daran auffiel - ich weiß nicht, ob es sich um ein natürliches Gewässer handelte oder um einen Kanal, aber es sah so aus, als diene dieses Gewässer dem Schutz der Fabrik. Es war wahrscheinlich eine Fabrik, die vorher schon geräumt worden war. Und wir waren nur auf der Durchreise dort hingeraten. Wir sahen keine Spuren davon, daß es dort vielleicht ein Lager gegeben hätte - zwar mag es sein, daß es doch eins gegeben hat, aber wir haben kein richtiges Lager gesehen. Denn wir waren in solchen verlassenen Fabrikhallen.

Orth: Und gab es denn in dieser Fabrik noch Produktionsstätten, oder waren die auch weggeräumt worden?

F.: Das weiß ich nicht.

Orth: Die Halle, in die Sie kamen, die war ganz leer gewesen?

F.: Ich kann mich an keinerlei Einrichtungen mehr erinnern.

Orth: Und dann gab es auch keine Pritschen, wo Sie schlafen konnten, sondern Sie lagen auf dem Boden, oder wie sah das da aus?

F.: Soweit ich mich erinnere, gab es so etwas nicht, und wir

haben nur auf der Erde gelegen.

Orth: Aber das war eine relativ kurze Zeit, sagten Sie?

F.: Ja, eine kurze Zeit.

Orth: Und erst in Salzwedel waren wieder, das erzählten Sie ja gestern, ganz viele Menschen, aus verschiedenen Lagern, die dort wieder zusammengeführt wurden?

F.: Ja. Das wußte ich auch daher, als wir dort eintrafen, waren schon sehr viele Leute dort. Das heißt, daß wir nicht an einer leeren Stätte ankamen, sondern es waren sehr viele Leute dort. Und dort traf ich auch Bekannte aus Budapest wieder. Dort waren noch andere, also mehrere Bekannte aus Budapest. Ich weiß nicht, von wo und aus welchen Lagern die dort hingekommen waren, daran erinnere ich mich nicht.

Orth: Aber die sind auch zusammen mit Ihnen befreit worden?

F.: Ja. Das ganze Lager wurde zur gleichen Zeit befreit.

Orth: Und Sie sind dann auch mit, oder die Freunde, Bekannte von Ihnen konnten auch zurück nach Budapest?

F.: Ich glaube ja. Von einer weiß ich es, daß sie zurückgekommen ist. Die habe ich später in Budapest auch wiedergetroffen. Was aus den anderen geworden ist, das weiß ich nicht. Ob sie nachher Hilfe bekommen haben, um nach Ungarn zurückzukommen, oder nicht, das ist mir nicht bekannt.

Orth: Aber dieses Treffen, von dem Sie jetzt auch schon oft erzählt haben, im April jeden Jahres, das betrifft diese 32 Frauen?

F.: Das betrifft nicht die 32, sondern eigentlich diejenigen aus Budapest. Also die Neumann-Geschwister, Frau Sztehlo und Frau Szabó, Agnes Lukács und Frau Papp, geborene Zsuzsi Polgár. Dann gibt es noch eine Bekannte, die wohnt in Gödöllő, die von Zeit zu Zeit auch kommt. Als wir nach Hause kamen, hatten wir noch kurze Zeit auch mit den anderen Kontakt. Mit dem größeren Kreise. Aber dann sind auch die weggegangen. Viele sind ganz weggezogen. Als sie nach Hause kamen und ihre Angehörigen hier nicht mehr vorfanden, sind sie dann weggegangen.

Orth: Nach Israel? Oder wohin sind die gegangen?

F.: Einige sind nach Israel gegangen. Oder nach Deutschland. Sie sind also an viele verschiedene Orte gegangen. Ich glaube, wer bereits Angehörige, Verwandte oder andere Beziehungen zum Ausland hatte, der ist dann dorthin gegangen.

Orth: Aber es sind auch welche nach Deutschland gegangen, sagten Sie gerade?

F.: Ja, so etwas gab es. Auch 1956 sind sehr viele nach Deutschland gegangen.

Orth: Aber für Sie war es zu keinem Zeitpunkt eine Überlegung, nach Israel oder in ein anderes Land zu gehen?

F.: Nein. Wenn es hier jetzt von neuem so einen Rechtsruck gibt, dann ist es durchaus möglich, daß es mir eines Tages leid tun wird, daß ich hiergeblieben bin.

Orth: Und Sie glauben, daß so eine Entwicklung auch wieder einsetzen kann hier in Ungarn?

F.: Also eine Entwicklung ist das ja nicht. Ich weiß es nicht. Wer solche Erinnerungen und solche Erlebnisse hat, der kann sich alles Schlimme vorstellen. Mit meinem Sohn habe ich sehr viel darüber diskutiert. Er erzählt mir immer, was für eine alte Pessimistin ich bin. Er hat zum Glück nicht so schlechte Erinnerungen. Und kann sich gar nicht vorstellen, daß so etwas überhaupt passieren kann. Aber wer das einmal mitgemacht hat, der kann sich leider so ziemlich alles vorstellen.

Orth: Haben Sie denn mit Ihrem Sohn über Ihre Haftzeit sprechen können, als er noch klein war, oder ist das auch erst eine Sache, die in den letzten Jahren entstanden ist?

F.: Als er schon ein bißchen größer war, da fragte ich ihn, ob ich ihm von diesen Dingen erzählen solle, und das wollte er nicht. Das sind zu dunkle Sachen, als daß sich das irgend jemand gerne anhören würde. Bekannte von mir, die nach Israel gegangen sind, und die dann zu Besuch hierher gekommen sind, haben erzählt, daß ihre eigenen Kinder, die schon dort geboren sind, sie immer wieder gefragt haben: Warum habt ihr euch das gefallen

lassen? Warum habe ihr keinen Aufstand gemacht? Und das frage ich mich selbst auch in aller Ausführlichkeit. Denn eigentlich wußten wir dort, daß es keine Möglichkeit gab, zu fliehen. Und ich kann mir das selbst nicht mehr erklären. Vielleicht war das so ein kleines bißchen Lebensinstinkt, der das nicht zugelassen hat, daß wir... Also irgendwie gab es doch immer eine kleine Hoffnung, die uns am Leben erhalten hat. Vielleicht, als man uns abtransportierte, wenn wir damals schon gewußt hätten, was uns da erwartete, dann hätten wir wohl Widerstand geleistet. Unter den dortigen Umständen war vielleicht auch die Fähigkeit den Menschen abhanden gekommen.

Orth: Wahrscheinlich hat sich auch niemand vorstellen können, daß Menschen Menschen so was antun können.

F.: Ganz sicher. Also es gab da den Arbeitsdienst, wo jüdische Männer hingebraucht wurden, also nicht als Soldaten, sondern zum Arbeitsdienst. Im Grunde genommen waren die so eine Art Kanonenfutter. Und darüber hörte man mehr, was für schreckliche Dinge dort passierten. Aber ich erklärte mir das immer so, daß es sicherlich hier und da den einen oder anderen brutalen Menschen gab, der Grausamkeiten beging. Aber das ist doch gar nicht möglich, dachte ich mir damals, daß alle Leute so gnadenlos und brutal sind. Und dann stellte sich heraus, daß es doch so ist.

Orth: Ich glaube, ich will mich erst mal ganz herzlich bedanken, daß Sie bereit waren, mit uns zu sprechen.

F.: Nun, vielleicht können wir damit helfen. Und ich möchte auch Ihnen danken, daß Sie den Willen haben, zu helfen.

Orth: Für uns ist es sehr wichtig, diese Gespräche zu führen, denn gerade für die jungen Leute, die diese Zeit nur aus den Büchern kennen, ist das ganz ganz wichtig, daß sie auch einen ganz anderen Einblick in die Geschichte bekommen. Und deshalb vielen Dank, denn ohne Ihre Bereitschaft könnten auch wir unsere Arbeit nicht machen.

F.: Überhaupt, wenn ich fragen darf: Wie haben Sie die Leute gefunden, wie sind Sie an die Adressen herangekommen?

Orth: Meistens über Zufälle. Also einige ehemalige Häftlinge haben sich im Laufe der Jahre irgendwann einmal an die Gedenk-

stätte gewandt, weil sie dort einen Besuch gemacht haben oder weil sie nach Angehörigen suchten. Und haben bei dieser Gelegenheit ihre Adresse dort gelassen. Dann gibt es in einigen Ländern auch Organisationen, in denen sich ehemalige Häftlinge zusammengeschlossen haben, die auch regelmäßige Gedenkfahrten nach Neuengamme durchführen. Und in einigen Ländern ist es ganz schwierig gewesen, Adressen zu bekommen, zum Beispiel auch hier in Ungarn. Wir haben durch einen ehemaligen Häftling, der auch Ungar ist, der heute in Hamburg lebt, die Adresse von Frau Lukács bekommen. Und so haben wir erst mal Frau Lukács angeschrieben. Und von ihr haben wir dann auch Ihre Adresse bekommen.

F.: Ich verstehe. Ja.

Orth: Und so sind es dann immer Zufälle, wie so was zustande kommt.

Gibt es denn in Ungarn auch einen größeren Zusammenschluß von ehemaligen Häftlingen?

F.: Ja, ich glaube, es gibt so etwas. Soviel ich weiß, denn ich bin dort nicht Mitglied, ist das eine übergreifende Organisation. Dort gibt es auch Widerstandskämpfer und Kriegsgefangene, also so etwas. Ich glaube, diejenigen, die im Konzentrationslager waren, haben sich mehr auf konfessioneller Basis organisiert. Aber ich habe da persönlich keine besonderen Beziehungen.

Orth: Haben Sie denn daran gedacht, einmal hier in Ungarn in Schulen oder vor irgendwelchen Gruppen von Ihrem Schicksal zu erzählen?

F.: Ich weiß nicht, ob ich dazu geeignet bin. Vielleicht auch im Zusammenhang mit meinem Beruf neige ich eher dazu, etwas niederschreiben, anstatt es mündlich vorzutragen.

(Cassette IV, Seite 1)

F.: ...und ich habe darunter furchtbar gelitten. Die Materie beherrschte ich, aber daß ich so lange zu den Leuten sprechen mußte, das ist mir sehr schwer gefallen. Ich glaube, dafür muß man auch eine geeignete Stimme haben. Ich habe auch nie so eine Arbeit angenommen, wo ich hätte sprechen müssen.

Orth: Und Sie haben über diese Zeit auch dann später geschrieben, als Journalistin?

F.: Sehr wenig. Einerseits gab es keine Nachfrage, keinen Bedarf. Und ich sprach auch nicht gerne darüber. Aus den genannten Gründen, nämlich daß die Leute sich das sowieso nicht vorstellen konnten. Diese eine Episode habe ich beschrieben, als ich in Salzwedel die Pfeife der Aufseherin fand. Und das war so ein Symbol gewesen: Wenn sie diese Pfeife weggeworfen hat, dann ist hier jetzt Schluß. Diese eine Episode habe ich schriftlich festgehalten, aber mehr nicht.

Orth: Und die haben Sie dann später auch veröffentlicht?

F.: Ja. Frau Papp, zu der Sie gehen werden, hat das immer gesagt, man müßte das aufschreiben, man müßte das aufschreiben. Aber zusammen kann man so etwas auch gar nicht aufschreiben. Einmal versuchte ich, als wir so am 14. April zusammen waren, daß wir das vielleicht auf Tonband aufnehmen, wer sich nun woran noch erinnert. Wir redeten völlig durcheinander, jeder fiel irgendetwas ein. Das kann man wirklich nur so machen, wie Sie das hier machen, daß man mit jeder einzeln spricht. Aber es gibt eine sehr umfangreiche Literatur über das Lager.

Orth: Aber es gibt leider immer noch zu wenige subjektive Lebensberichte, die eigentlich viel spannender sind als irgendein wissenschaftlicher Text über diese Zeit.

F.: Ich weiß nicht, ob Sie "Die große Reise" von Semprun kennen? Das ist ein sehr gutes Buch, und ich glaube, das ist auch übersetzt worden, und es lohnt sich sehr, das zu lesen. Als ich das gelesen hatte, war für mich das Thema abgehandelt, weil er das so geschrieben hat, daß ich dem nichts hinzuzufügen habe.

Orth: Ja. Das heißt, Sie haben auch nicht mehr vor, irgendwann Ihre Erinnerungen aufzuschreiben?

F.: Ich weiß es nicht, vielleicht werde ich eines Tages die Zeit dafür haben. Das widerspricht nicht meinen Vorstellungen, nur glaubt man immer, wenn man nachher Rentner ist, dann hat man viel Zeit. Aber jeder Rentner sagt, er habe noch nie so wenig Zeit gehabt wie jetzt. Und so schiebt man die Sachen vor sich her.

Orth: Ja. Ich hab noch eine Bitte: Um diese Gespräche in unserem Archiv zusammentragen zu können, brauchen wir noch eine Einverständniserklärung von Ihnen. Wir haben auch einen Text vorbereitet, der Ihnen auch zusichert, daß wir diese Gespräche nur für die Pädagogik und für die Forschung zugänglich machen.

Danke.

Wenn ich darf, würde ich gerne noch ein Photo von Ihnen machen. Zur Erinnerung, das schicken wir Ihnen dann auch zu, wenn es was geworden ist.

F.: Wenn Sie mir nicht böse sind, möchte ich davon lieber Abstand nehmen.

Orth: Wenn Sie nicht möchten, muß es auch nicht sein.

F.: Wie lange bleiben Sie hier?

Orth: Also ich fahre am Freitag zurück. Und Du fährst - Sonntag?

F.: Ich dachte, falls Sie länger hierbleiben, dann hätten wir Sie zu unserer Zusammenkunft eingeladen.

Orth: Ja, das ist schade, daß sich das gerade um einen Monat verschiebt.

F.: Es spricht natürlich nichts dagegen, man könnte die Leute auch so zusammen einladen. Aber ich weiß nicht, ob das praktisch viel bringen würde. Denn wenn alle gleichzeitig reden... Und das kann man zwar aufnehmen, aber das dann noch zu übersetzen, ist sehr schwer.

Orth: Das wird bestimmt schwierig, ja.

F.: Also die Adressen haben Sie, und wenn Sie noch etwas brauchen oder wenn Sie vielleicht wieder nach Ungarn kommen, dann kommen Sie mal vorbei.

Orth: Das machen wir gerne, ja. Und Ungarn ist auch so ein wunderbares Land. Besonders Budapest ist eine tolle Stadt. Da lohnt sich eine Reise eigentlich immer.

F.: Das freut mich.

Orth: Ich war vor zwei Jahren schon mal in Ungarn gewesen, auch lange Zeit in Budapest, und war damals auch ganz begeistert, weil die Stadt eine ganz tolle Atmosphäre hat.

F.: Die Stimmung ist leider immer schlechter. Die wirtschaftliche Lage wird immer kritischer, und das hat auch auf die Stimmung der Leute seine Auswirkungen.

Orth: Aber haben Sie denn Hoffnungen, daß sich die wirtschaftliche Lage in absehbarer Zeit wieder ändert oder verbessert?

F.: Nein. Überall in der Welt hat sich die wirtschaftliche Lage verschlechtert. Am Anfang hat Deutschland uns viel geholfen, aber seit dem Anschluß der ehemaligen DDR... Auch dort gibt es beim Lebensstandard riesengroße Unterschiede, so daß ich glaube, daß in erster Linie dort geholfen werden muß.

Ich glaube, wer das noch erleben wird, der sieht einer interessanten Welt entgegen. Es gibt eine "Völkerwanderung", in Anführungsstrichen. Von Osten kommen immer mehr Leute. Diejenigen, die hier bei uns leben, ziehen immer weiter, weil sie meinen, das Paradies oder Kanaan wäre im Westen. Und diejenigen, die von Osten kommen, die meinen, das sei hier bei uns. Und nach einiger Zeit, denn auch in Deutschland werden die Arbeitsplätze knapp, werden die Gastarbeiter schief angesehen, weil sie vielleicht dan anderen die Arbeitsplätze wegnehmen. Und auch hier gibt es so etwas ähnliches. Und wenn die wirtschaftliche Lage sehr schlecht ist, dann ist es leichter, die Leute gegen die Minderheiten aufzuhetzen. Und auch die Wurzeln des Antisemitismus sind hier zu finden.

Orth: Aus welchen Ländern kommen Leute nach Ungarn, um sich hier niederzulassen?

F.: Sehr viele sind aus Rumänien gekommen. Jetzt sehr viele aus Jugoslawien. Und dabei handelt es sich größtenteils um Leute, deren Muttersprache Ungarisch ist. Sehr viele kommen aus arabischen Ländern. Die sind besonders unbeliebt. Ich weiß nicht, ob Ihnen das aufgefallen ist, aber hier gibt es sehr viele Chinesen.

Orth: Das ist mir nicht aufgefallen.

F.: Vor gar nicht so langer Zeit sind die Einreisebestimmungen verschärft worden, um die Einwanderung von Chinesen hierher ein bißchen einzuschränken. Es gibt hier Vietnamesen. Es gibt Leute, die früher hergekommen sind, um hier zu arbeiten, und die dann geblieben sind. Die gekommen sind, um hier irgendeinen Beruf zu erlernen. Zum Beispiel in der Leichtindustrie, etwa in den Webereien. Auch aus Kuba, aus Nordvietnam, aus der Mongolei gab es viele. Und einige von denen sind geblieben. Und wenn wir uns vor Augen führen, daß die Situation jetzt hier sehr schlecht ist, denn in den Betrieben gibt es kaum mehr Arbeitsmöglichkeiten, da sind einige nach Hause gegangen und andere sind hiergeblieben.

Orth: Warum sind die Araber besonders unbeliebt?

F.: Weil sehr viele von denen sich mit irgendwelchen Geldwechselgeschäften befassen. Und deswegen mag man sie hier nicht. Mit verbotenem Rauschgifthandel beschäftigen sie sich. Es gibt auch eine Zigeunerfeindlichkeit. Und es gibt Leute, die die Zigeuner und die Araber über einen Kamm scheren. Die Zigeuner sind meist sehr wenig gebildet. Viele von ihnen haben keinen Beruf gelernt. Und die Kriminalitätsrate ist bei ihnen höher. Und auch das ist ein Grund dafür, daß sie nicht beliebt sind. Wenn wir uns dann noch vor Augen halten, daß die Zigeuner dunkelhäutig sind und die Araber auch, verwechselt man sie halt. Übrigens gab es auch in Auschwitz viele Zigeuner. Hier aus Ungarn sind sehr viele Zigeuner dorthin gebracht worden. Ich weiß nicht, ob sie auch von woanders dorthin gebracht wurden. In Auschwitz gab es auch ein ausgesprochenes Zigeunerlager. Bei den Zigeunern ergab es sich aber gerade aus dem niedrigen Bildungsniveau, daß sie nach 45 nicht so eine Lobby gehabt haben, um Wiedergutmachung oder so etwas zu bekommen.

Orth: Ja. Wir möchten Ihnen nochmals danken. Vielleicht brechen wir dann auch auf, um Sie nicht länger zu stören.

F.: Ich danke Ihnen. Und ich hoffe, daß unsere Arbeit, die ja vor allem Ihre Arbeit ist, nützlich sein wird. Und ich wünsche Ihnen in unser aller Interesse viel Erfolg.

Orth: Vielen Dank.

Ende des Interviews.